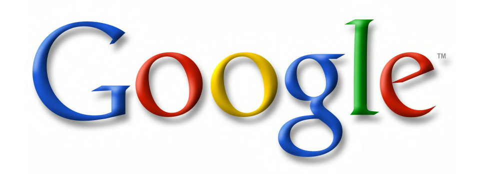
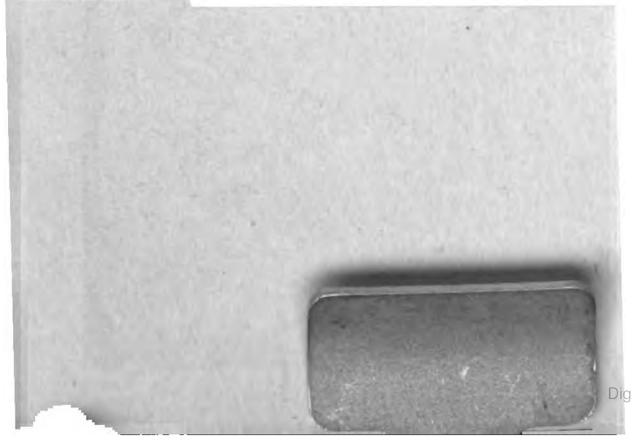


Die auffassung der Jungfrau Maria in der altfranzösisc... litteratur

Heinrich Becker




CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS
SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG



Über das Fabliau „Des Trois Aveugles de Compiègne" und Verwandte Erzählungen.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

bei der

Philosophischen Fakultät

der

Kgl. Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr.

vorgelegt von

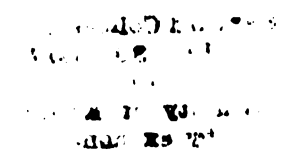
HANS RHAUE
aus Mainaberg, Kr. Neidenburg.



Braunsberg Ostpr. 1914.
Heynes Buchdruckerei (G. Riebensahm).

Gedruckt mit Genehmigung
der Philosophischen Fakultät der Königl. Albertus-Universität
zu Königsberg i. Pr.

Referent: Professor Dr. A. Pillet.



Meiner Mutter

und

dem Andenken meines Vaters.

I.

Über den Verfasser, den Entstehungsort und die Entstehungszeit des Fabliaus „Des trois Aveugles de Compiègne“.[1])

Als Verfasser des Fabliaus „Des trois Aveugles de Compiègne“ bezeichnet sich am Anfange und am Schlusse des Gedichtes[2]) ein gewisser Cortebarbe. Für Handschrift *C* gibt an einer Stelle Montaiglon[3]) eine Schreibweise „Cointebarbe“ an, die aber dem Anscheine nach nur eine irrtümliche Deutung für ein in der betreffenden Handschrift undeutlich geschriebenes „Cortebarbe“ ist. Dieser

---

[1]) Das Fabliau findet sich gedruckt: Bei Barbazan „Fabliaux et contes des poètes françois des XIIe—XVe siècles . . . .“ Paris et Amsterdam 1756, tome III. pag. 68 ff. und Barbazan-Méon, tome III. (1808) pag. 398—408; ferner von Renouard bei Legrand d'Aussi „Fabliaux, contes, fables et romans . . . .“ 3e éd. tome III. app. 5—9; A. de Montaiglon „Recueil général et complet des fabliaux“. Paris 1872. tome I. pag. 70—81.

Überliefert ist es in 3 vollständigen Handschriften:

A. Paris, Bibl. Nat. Ms. fr. 837. fol. 73v°—75r°,

B. Paris, Bibl. Nat. Ms. fr 1593. fol. 105r°—107r°,

C. Paris, Bibl. Nat. Ms. fr. 12603. fol. 240v°- 242v°;

außerdem in einem Fragment (*T.*), das nur die Verse 151—293 enthält, früher der Bibliothek Troyes gehörig, jetzt in der Bibl. Nat. zu Paris.

[2]) Vers 10: Cortebarbe a cest fablel fet, und Vers 332: Cortebarbe dist orendroit.

[3]) Montaiglon-Raynaud „Recueil général et complet des fabliaux“. Paris 1872—1890. Bd. 2. pag. 279.

Name, den Pietro Toldo[1]) eigentümlicherweise nicht für den wirklichen, sondern nur, wie er sich ausdrückt, für den „nome di battaglia" des Dichters hält, „come la maggior parte dei nomi dei ‚jongleurs' del tempo", eine im übrigen etwas übertriebene Ansicht, findet sich sonst in keinem weiteren Fabliau. Allerdings hat Bédier[2]) die Vermutung ausgesprochen, daß besagter Cortebarbe zugleich auch der Verfasser des Fabliaus vom „Chevalier à la robe vermeille"[3]) sei. Diese Annahme entbehrt jedoch jeglicher Begründung; denn bei der Kürze dieser beiden Dichtungen lassen sich schwerlich aus der Vergleichung der Sprache Schlüsse ziehen, die auf den gleichen Urheber hinweisen könnten. Vielmehr finden sich Sprachmerkmale, die eine derartige enge Verwandtschaft der beiden Fabliaux vollkommen ausschließen müssen. So wäre z. B. folgendes zu bemerken. Während in unserem Fabliau ohne Ausnahme nur e + Nasal + Konsonant mit sich selbst und a + Nasal + Konsonant mit sich selbst reimen, wird in dem „Chevalier à la robe vermeille" diese Regel nicht streng befolgt.[4]) Dieser auffallende Unterschied in den Reimen der beiden Dichtungen ist zugleich ein schlagender Beweis für die Verschiedenheit ihrer beiden Autoren.

Über den Verfasser unseres Fabliaus selbst fehlen alle sicheren Nachrichten. Sicherlich aber gehörte er zu den besten Vertretern dieser altfranzösischen Dichtungsgattung.[5]) Auch wird man kaum irren, wenn man ihn für einen gelehrten

---

[1]) „Rileggendo le Mille e una notte" in „Miscellanea in onore di Arturo Graf". Bergamo 1903. pag. 491. Anm. 1.

[2]) „Les fabliaux". 2. Aufl. Paris 1895. App. II. pag. 479.

[3]) Montaiglon-Raynaud. Op. cit. tome III. pag. 35—45.

[4]) Vers 106 : 107, liemant : amant; 266 : 267, chambre : membre.

[5]) Vgl. Giuseppe Rua „Tra antiche fiabe e novelle. I. Le Piacevoli Notti di messer Gian Francesco Straparola. Ricerche". Roma 1898. pag. 39.

Mann, wahrscheinlich einen Geistlichen, hält. Zum Beweise hierfür könnte man Vers 285/86 (nomini Dame/Aidiez) anführen und nicht zum mindesten die ganze Art und Weise der Darstellung des Fabliaus, dessen Sprache recht geschickt und fließend ist. Als sein Geburtsland gibt Bédier[1]) das Beauvaisis an. Zu dieser Behauptung haben ihn vermutlich die geographischen Angaben, die sich in dem Gedicht finden (Compiègne, Senlis), veranlaßt. Eigentümlich ist es nur, daß er an einer früheren Stelle[2]) in seiner Tabelle der Fabliaux die Ile de France als das Ursprungsland der „Trois Aveugles de Compiègne" bezeichnet. Wenn auch die geographischen Bezeichnungen nur einen gewissen Anhalt für die Lokalisierung des Fabliaus geben können, so wird doch eine Untersuchung der Sprache durch Reim und Silbenzählung das Beauvaisis als Heimat unserer Dichtung mit ziemlicher Sicherheit rechtfertigen. Bei einer solchen Prüfung[3]) sind folgende wichtige Erscheinungen zu besprechen:

1. der Unterschied zwischen *s* und *z* ist in dem Fabliau verwischt. V. 41 : 42 trois : Croix (im Franzischen croiz, welche Schreibweise auch von Montaiglon - Raynaud[4]) für die Aussprache aus-

[1]) Op. cit. pag. 479.

[2]) Ibid. pag. 436.

[3]) Dieser ist die Ausgabe von Montaiglon-Raynaud („Recueil général et complet des fabliaux". Bd. I. pag. 70—81.) zu Grunde gelegt, in der das Fabliau größtenteils nach Handschrift A abgedruckt ist. — Über die Mundart des Beauvaisis vgl. besonders: G. Krause „Zur Mundart des Departements Oise" in „Zeitschrift für französische Sprache und Literatur". Bd. XVIII. Berlin 1896. pag. 58—84; Ebeling „Auberee". Halle 1895. pag. 159—161; „Oeuvres poétiques de Philippe de Remi Sire de Beaumanoir" p. p. H. Suchier. Paris 1884; „Meraugis von Portlesguez". Altfranz. Abenteuerroman von Raoul von Houdenc, hrsgb. von M. Friedwagner, Halle 1897; „La Vengeance Raguidel". Altfrz. Abenteuerroman, hrsgb. von M. Friedwagner, Halle 1909.

[4]) Op. cit. Bd. II. „Notes et Variantes". pag. 279.

drücklich verlangt wird), wodurch zugleich das Zusammenfließen der Aussprache von ọi und ǫ̣i erwiesen ist.[1])

V. 249 : 250 ciez (= chies von caput) : lisiez.[2])

V. 327 : 328 teus (tacutus) : honteus (got. haunipa + lat. osus).[3])

2. ir für eir findet sich in dem kontrahierten Infinitiv assir, V. 219 : 220 (loisir).

3. V. 261 : 262 comence (cominitiat) reimt mit diemenche (dominica), welche Art zu reimen die Eigentümlichkeit gewisser Teile des pikardischen Sprachgebiets ist.

4. e + Nasal + Konsonant reimt nur mit e + Nasal + Konsonant, desgleichen a + Nasal + Konsonant mit sich selbst. Dies beweisen über zwanzig Beispiele, denen gegenüber keine Ausnahme zu finden ist.

5. Beim Pronomen findet sich:
   a) statt der franzischen Form moi die Form mi, die im Reime steht (V. 237),
   b) durch das Versmaß gesichertes vo statt vostre (V. 222).

6. In benoite (V. 321) ist bereits das unbetonte *e* verstummt, desgleichen in veoir (V. 46).

7. Die Verbindung ẹl + Konsonant hat au ergeben, V. 132 aus = eux und V. 241 : 242 vaut : consaut (consiliet).

8. Statt ou tritt au auf V. 131 : 132 saus (solidos) : aus.

9. ę + epenth. i entwickelt sich zu i V. 147 : 148 lit (lectum) : dit und V. 289 : 290 ist (exit) : escharnist.

[1]) Vgl. hierzu Suchier „Altfranzösische Grammatik". Halle 1893. pag. 50—51.

[2]) Vgl. Behrens „Die Endung der zweiten Person Pluralis des altfranzösischen Verbums", Diss. Greifswald 1890, pag. 43—44.

[3]) Ein merkwürdiger „Reim". Vielleicht täuschte die Ähnlichkeit der Schreibung.

10. ǫ + epenth. i ergibt V. 133 : 134 lui : anui (inodium), dagegen oi V. 189 : 190 doi : anoi und V. 301 : 302 monnoie : anoie (inodiat).

11. ai wird zu e V. 259 : 260 mestre (maistre) : estre.

12. Die Endung der zweiten Person Pluralis des Konditionalis wird bereits einsilbig gesprochen[1]) V. 139 : 200 connissiez : croiriez.

Von den soeben angeführten Spracherscheinungen gehören 1—3 vorzüglich der Pikardie an, 4—8 sind in der Hauptsache pikardisch-wallonisch, 9 ist pikardisch-franzisch. Hieraus geht also hervor, daß der Verfasser der „Trois Aveugles de Compiègne" kein reiner Pikarde war, wenn er auch in der Hauptsache pikardische Formen bevorzugte. Daher werden wir kaum fehl gehen, wenn wir seine Heimat an die südöstliche Grenze der Pikardie verlegen. Auf diese Weise gelangen wir ungefähr in das Gebiet von Compiègne. Vielleicht war diese Stadt sogar selbst die Heimat des Dichters. Denn die ganze Art, wie er die Situation bei dem Eintritt der Blinden in Compiègne schildert (bes. V. 62), ist ganz dazu angetan, dieser Vermutung, die schließlich auch die natürlichste ist, Glauben zu schenken.

Seine Sprache ist dann allerdings von den Schreibern im weitgehendsten Maße verändert worden, die in der Hauptsache den franzischen Dialekt bevorzugten. Vollständig aber sind die dialektischen Eigentümlichkeiten nicht verwischt worden, sondern es haben sich noch einige erhalten. Zu erwähnen wären in dieser Hinsicht z. B. dis (Vers 5), gewöhnlich diz geschrieben, die Form alaissent[2]) (Vers 30), die Metathesis des r in dem Infinitiv herbregier (Vers 87),

---

[1]) Vgl. dazu Behrens, Op. cit. pag. 15.

[2]) s. Schultz-Gora „Zwei altfranzösische Dichtungen". 2. Aufl. Halle a. S. 1911. pag. 81.

cis als Nominativ Sing.[1]) und andere derartige Erscheinungen mehr. Hinsichtlich der Zeit der Niederschrift ist zu bemerken, daß *e* für *ai* in allen Stellungen gesetzt wird und vor der Tonsilbe *o* mit *ou* wechselt.

Was die Entstehungszeit des Fabliaus anbelangt, so ist zu erwähnen, daß die älteste Handschrift, in welcher die „Trois Aveugles" überliefert sind, *A* nämlich, aus dem 13ten Jahrhundert stammt und fast nur Erzeugnisse jener Epoche enthält.[2]) Ferner wäre für die Abfassungszeit des Gedichts hervorzuheben, daß die Deklination im Nominativ des Singularis und Pluralis noch ganz rein erhalten ist. Diese Tatsache zeigt sich an ungefähr fünfundzwanzig Beispielen, ohne daß sich ihnen gegenüber eine Ausnahme findet. Daher möchte ich die Entstehung unseres Fabliaus in das erste Viertel des 13ten Jahrhunderts setzen und diese Zeit für die späteren Ausführungen als Ursprungsdatum annehmen.

II.

Inhalt und Charakter des Fabliaus.

Wiewohl der Inhalt des Fabliaus „Des trois Aveugles de Compiègne" schon des öfteren mehr oder weniger ausführlich, manchmal auch nicht ohne entstellende Ausschmückungen wiederge-

---

[1]) s. Suchier „Aucassin et Nicolete", frz. übersetzt von Albert Counson. Paderborn 1909. pag. 72.

[2]) Pillet „Das Fableau von den Trois Bossus Ménestrels". Halle 1901. pag. 6. — Handschrift *B* setzt man in die zweite Hälfte des 13ten Jahrhunderts und *C* an den Anfang des 14ten Jahrhunderts. (Vgl. dazu Ebeling „Auberee". Halle 1895. pag. 77.)



geben ist,[1]) schien es mir dennoch notwendig, hier ihn noch einmal zu wiederholen, um dadurch das Verständnis der nachfolgenden Varianten zu erleichtern.

Nachdem der Dichter in einigen Versen den Wert der Fabliaux für die Aufheiterung des menschlichen Gemüts dargelegt hat, führt er den Leser sofort in medias res.

In der Umgegend von Compiègne ziehen drei arme, blinde Bettler ihres Weges, um nach Senlis zu gelangen. Nicht einmal einen Knaben haben sie zu ihrer Begleitung, der sie führen könnte. Nur dürftig ist ihre Kleidung, und der gesamte Hausrat eines jeden besteht lediglich aus einem Napfe. Ihnen begegnet ein junger Geistlicher (clerc), der aus Paris zurückkehrt, hoch zu Roß und begleitet von einem Knappen. Als dieser die drei Blinden ohne jede Führung sieht, beschließt er voller Neugierde, ihre Blindheit auf ihre Echtheit zu prüfen und reitet daher auf sie zu. Als diese ihn herannahen hören, treten sie zur Seite und betteln ihn mit kläglichen Worten an. Rasch sinnt jetzt der Geistliche eine List aus, um sie zu täuschen. „Hier", spricht er, „nehmt diesen Byzantiner und teilt ihn unter euch!" In Wirklichkeit aber gibt er ihnen nichts. Hocherfreut über die vermeintliche Gabe, danken die Blinden dem „clerc", jeder in der festen Überzeugung, daß einer der beiden anderen Gefährten das Goldstück habe. Um die Entwicklung der Täuschung abzuwarten, steigt der Geistliche vom Pferde und hört in einiger Entfernung der Beratung der Blinden zu. Da sich diese im Besitze eines für sie beträchtlichen Vermögens wähnen, so schlägt der älteste von ihnen vor, nach Compiègne zurückzukehren, um dort

[1]) Erwähnen möchte ich nur, daß sich zum ersten Male eine vollständige Inhaltsangabe bei Fauchet „Recueil de l'origine de la langue et poésie françoise, ryme et romans". Paris 1581. pag. 164 ff., findet.



wieder einmal nach langer Zeit des Lebens Annehmlichkeiten zu genießen. Freudig stimmen ihm die beiden anderen zu, und so machen sie sich eiligst auf den Weg nach Compiègne. Der Klerikus folgt ihnen langsam nach, da er begierig ist, das Ende dieser Geschichte zu erfahren. In Compiègne angelangt, treten die Blinden in eine Herberge ein, deren Vorzüge ihnen von dem Wirte in den glänzendsten Farben geschildert worden sind. Diesem erklären sie, sie würden ihn, trotzdem sie nur ärmlich gekleidet seien, dennoch besser bezahlen als manch anderer fein Geputzter. Da der Wirt diesen Versicherungen schnell Glauben schenkt, führt er sie hinauf in einen geräumigen Saal und verspricht ihnen, sie mit dem Besten zu bewirten, was er nur in der Stadt auftreiben könne. Und nicht lange dauert es, so sitzen die Blinden im warmen Saal vor einer reich besetzten Tafel und laben sich an den schmackhaften Speisen und guten Weinen.

„Tien, je t'en doing; après m'en donne.
Cis crut sor une vingne bonne."

So schmausen und zechen sie bis zur Mitternacht, dann legen sie sich zur behaglichen Ruhe nieder.

Währenddessen hat auch der Geistliche mit seinem Knappen in demselben Gasthause Quartier genommen, um die drei Blinden nicht aus den Augen zu verlieren. —

Am Morgen des nächsten Tages schickt der Wirt den Blinden durch seinen Bediensteten die Rechnung hinauf. Sofort erklären sich auch diese bereit, die geforderten 10 Sous zu bezahlen. Sie erheben sich also von ihrem Lager und begeben sich zu dem Wirt. Jetzt aber tritt die Katastrophe ein. Trotz vielen Hin- und Herredens und Streitens hat niemand der drei den Byzantiner in seinem Besitze. Daher gerät der Wirt, der sich um sein Geld betrogen sieht, in gewaltigen Zorn und droht ihnen an, sie empfindlich mit dem Stocke

zu strafen und in eine übelriechende Gosse zu werfen, falls sie ihn nicht auf der Stelle bezahlen würden. Von neuem beginnt das Zanken und Streiten. Doch ohne Erfolg, das Geldstück ist bei keinem zu finden. Da versetzt in heller Wut der Wirt dem einen der drei Bettler eine gewaltige Ohrfeige und trägt seinem Burschen auf, ihm zwei Stöcke herbeizuschaffen. Der Kleriker, der aus einer Ecke dies alles mit ansieht und anhört, vermag sich kaum vor Lachen über seinen gelungenen Spaß zu halten. Als er aber merkt, daß dieser unter Umständen einen bösen Ausgang nehmen könnte, tritt er an den Wirt heran und erbietet sich, die Schuld der Blinden auf seine Rechnung zu nehmen. Hoch erfreut willigt der Wirt in diesen Vorschlag ein, und die armen geängstigten Blinden können unbehelligt ihres Weges ziehn.

Allein der junge Geistliche ist durchaus nicht willens, die Zeche der blinden Bettler zu bezahlen. Um sich des Wirts zu entledigen, nimmt er vielmehr zu einer neuen List seine Zuflucht. Das Läuten der Messe, das eben verklungen ist, hat in ihm blitzschnell einen feinen Plan entstehen lassen. Er fragt den Wirt, ob es ihm recht wäre, wenn der Pfarrer des Ortes, den er ja sicher gut kenne, ihm an seiner Stelle die 15 Sous, seine und der Blinden Zeche, bezahle. Mit diesem Anerbieten ist der Wirt einverstanden. Daher befiehlt der Geistliche seinem Knappen, alles zur Abreise bereit zu machen, die Pferde zu satteln und das Gepäck aufzuladen. Alsdann begibt er sich zusammen mit dem Wirt in die Kirche, in der gerade das Hochamt gehalten werden soll, und beide lassen sich daselbst auf einem Sitze nieder. Nach einer kleinen Weile spricht der Kleriker zu dem Wirt: „Da ich keine Zeit habe, die ganze Messe über hier zu verweilen, mein Versprechen aber dir erfüllen will, so werde ich allein zu dem Priester hingehn und ihn veranlassen, dir gleich

nach Beendigung der Messe die schuldige Summe auszuzahlen." Vertrauensvoll nimmt der Wirt auch diesen Vorschlag hin. Der junge Geistliche tritt also sofort auf den Pfarrer zu, dessen gutmütiges Aussehn ihn zu seinem Betruge noch ermutigt, zieht aus seiner Börse 12 Denare, gibt sie dem Priester in die Hand und spricht zu ihm mit unbefangener Miene; „Da ja alle Geistlichen Freunde untereinander sein sollen, so bin ich jetzt vor den Altar getreten und bitte Euch, mich ein wenig anzuhören. Ich hatte in letzter Nacht bei einem Wirt Herberge, der ein gar ehrenwerter Mann ist. Doch gestern, so wahr ihm der heilige Jesus Christ helfen möge, des Abends wurde er von einer grausamen Krankheit befallen, die ihm den Verstand trübte, so daß er gänzlich verrückt wurde. Gott sei Dank, es geht ihm jetzt schon wieder etwas besser, doch immer noch fühlt er Schmerzen im Kopfe. Daher bitte ich Euch, leset nach Beendigung der Messe ein Evangelium über seinem Haupte." Gern ist der Pfarrer zu dieser Gefälligkeit bereit; daher wendet er sich zu dem Wirt und spricht zu ihm: „Sobald ich die Messe beendet habe, will ich das tun, worüber ich jetzt mit dem Geistlichen mich geeinigt habe." [1]) Hiermit ist der Wirt vollständig zufrieden, da er die Worte des Pfarrers sich so auslegt, jener wolle ihm nach der Messe das Geld auszahlen. Der Kleriker nimmt von dem Pfarrer Abschied und kehrt in die Herberge zurück, wo er sofort sein Pferd besteigt und sich eilends auf den Weg macht.

Der Wirt, der ihn noch begleitet hat, begibt sich in die Kirche zurück und wartet dort geduldig, bis die Messe zu Ende ist. Als dann der Pfarrer das Meßgewand ablegt, glaubt er, daß er sein Geld erhalten wird. Doch wie erstaunt ist unser guter Nicole, als dieser das Evangelienbuch und die

[1]) Vers 254—256. „Je le ferai,/Tantost com j'aurai messe dite,/Dont en claime je le clers (l. clerc) cuite."



Stola ergreift, ihn zu sich ruft und ihn auffordert niederzuknieen. Natürlich weigert er sich und erklärt, nicht deswegen hierhingekommen zu sein, sondern um sein Geld in Empfang zu nehmen. Diese Worte bringen dem Priester die Mitteilung des jungen Geistlichen, daß nämlich der Wirt im Kopfe nicht ganz gesund sei, wieder in Erinnerung und daher nennt er ihn einen Verrückten. Hierüber erzürnt, schilt der Wirt den Pfarrer und wirft ihm vor, daß er mit ihm Spott treiben wolle. Der Geistliche jedoch sucht ihn mit sanften Worten zu beschwichtigen, indem er ihn an die große Güte Gottes erinnert. Er legt ihm das Buch auf das Haupt und will mit dem Lesen des Evangeliums beginnen. Doch der empörte Nicole will davon nichts wissen, sondern verlangt nur noch heftiger nach seinem Gelde. Da ist auch des gutmütigen Pfarrers Geduld zu Ende. Er ruft seine Pfarrkinder zur Hülfe herbei und befiehlt ihnen, den Wirt festzuhalten, da er verrückt sei. Trotz seines Sträubens und Scheltens wird er jetzt gepackt, was nicht gerade allzu sanft geschieht, und so gehalten, daß er sich nicht rühren kann. Darauf legt ihm der Priester das Buch auf sein Haupt, umwickelt ihm den Hals mit der Stola und liest so das Evangelium von Anfang bis zu Ende. Alsdann besprengt er ihn noch mit Weihwasser und entläßt ihn. Still entfernt sich der Wirt und läuft schnell nach Hause. Zwar ist er in seinem Innern tief ergrimmt und beschämt, einem solchen Betruge zum Opfer gefallen zu sein, doch tröstet er sich damit, daß es ihm noch schlimmer hätte gehen können.

„Cortebarbe dist orendroit
C'on fet à tort maint homme honte.
A tant definerai mon conte.“

Das Fabliau „Des trois Aveugles de Compiègne“ stellt ein lustiges Studentenstücklein dar, das allerdings in sittlicher Beziehung wenig zu loben ist: „Cette histoire fort peu morale tourne en risée, d'abord

l'aumône, ensuite les cérémonies de l'Eglise".[1]) Aber auch dies wird man entschuldigen können, wenn man bedenkt, daß übermütige Laune und beißender Spott, die nichts unangegriffen lassen, hervorragende Merkmale der altfranzösischen Fabliaux sind. Immerhin ist es eins der wenigen Gedichte dieser Art, „die man", wie Toldo[2]) sich ausdrückt, „auch in einer Damengesellschaft zum Vortrag bringen könnte", während bekanntlich die meisten Fabliaux „sich in Anzüglichkeiten und sogar nicht selten in plumpen Eindeutigkeiten und Frivolitäten aller Art gefallen".[3])

Abgefaßt ist unser Fabliau in der Form eines Berichts, der hin und wieder durch kleinere Gespräche der eingeführten Personen in passender Weise unterbrochen wird. Die Sprache des ganzen Gedichts ist recht fließend und lebhaft. Besonders einige Stellen lassen auf eine nicht unbedeutende dichterische Begabung schließen, so z. B. die Schilderungen des Gastmahls der drei Blinden (Vers 113—121) und ihres Streites wegen der Bezahlung der Zeche, (Vers 147—171), die mit anschaulicher Natürlichkeit gezeichnet werden. Aus allem spricht ein feinsinniger, oft etwas ironischer Humor. Daß jedoch auch schwerfällige Wendungen und ungeschickte Ausdrucksweisen in dem Fabliau vorkommen, wird denjenigen nicht verwundern, der sich mit dieser französischen Literaturgattung einigermaßen vertraut gemacht hat. In dieser Hinsicht wäre besonders das häufige Auftreten von Heiligennamen zu erwähnen, die in Ermanglung eines passenden Wortes zur Reimbildung herangezogen werden.

Wie in den meisten Fabliaux, so wird auch in den „Trois Aveugles de Compiègne" wenig Gewicht auf die Charakterisierung der darin vorkommenden

---

[1]) Leclerc „Les Fabliaux" in „Histoire littéraire de la France." tome XXIII. pag. 40. Paris 1854.

[2]) Op cit. pag. 493.

[3]) Carl Zipperling „Das altfranzösische Fablel du Vilain Mire." Halle a. S. 1912. pag. 5.

Persönlichkeiten gelegt. Nur selten finden sich Andeutungen, die über die Wesensart der einen oder der anderen Person Aufschluß geben. Den Hauptheld des Fabliaus, den „clerc“ bezeichnet der Verfasser als klug und gescheit, sowohl in guter als auch in schlechter Beziehung. (Vers 23. Qui bien et mal assez savoit, und Vers 108. Li clers qui moult ert bien apris). Diese Eigenschaft hat er auch im Verlaufe der Handlung des Gedichts gegenüber den drei Blinden und dem Wirte Nicole zur Genüge bewiesen. An einer anderen Stelle wieder nimmt der Dichter Gelegenheit, dem Leser das Äußere des jungen Geistlichen durch ein paar Worte zu schildern. Er nennt ihn „biaus et genz“ (Vers 264) „et bien vestuz et cointement“ (Vers 109). Recht ausgeprägt und entwickelt ist bei dem jungen Kleriker die Schadenfreude; denn als er die armen Bettler in ihrer höchsten Verlegenheit sieht, kann er sich kaum vor Lachen helfen. („De ris en aise se pasmoit“. Vers 178). Andererseits aber legt er auch wieder ein gewisses Mitleid an den Tag, da er den hilflosen Blinden aus ihrer verzweifelten Lage hilft, indem er die Schuld für ihre Zeche auf sich nimmt, welcher Verpflichtung er sich allerdings wieder durch einen neuen Betrug zu entledigen versteht. Bezüglich der Charakterisierung der übrigen Personen unseres Fabliaus findet sich so gut wie garnichts. Von den Blinden wird nur gesagt, daß sie äußerst dürftig und ärmlich ausgestattet und bekleidet sind, was sich jedoch von Bettlern von selbst verstehen dürfte. Außerdem macht sich höchstens noch bei dem Wirt Nicole eine gewisse Geldgier bemerkbar, die ihm jede Überlegung raubt, da er den Blinden trotz ihres recht fragwürdigen Aussehens auf ihre bloße Zusicherung hin, Geld genügend zur Bezahlung zu besitzen, alles Gewünschte zubereitet und verabfolgt. Für diesen Fehler wird er dann auch später hart genug bestraft.

III.

Verwandte Stoffe.[1])

In dem Fabliau „Des trois Aveugles de Compiègne“ sind zwei von einander getrennte Motive enthalten:

1. Einige Blinde werden durch die Vorspiegelung eines großen Geldgeschenks betrogen und geraten infolge ihres Irrtums in Zank und Streit miteinander.

2. Ein Gläubiger wird von seinem Schuldner an einen Dritten verwiesen, der ihm eine schuldige Summe an Stelle des Schuldners auszahlen soll, und wird durch das unbewußte Mitwirken dieser dritten Person um sein Geld und Eigentum gebracht.

Diese beiden Motive sind in den „Trois Aveugles de Compiègne“ zu einer zusammenhängenden Erzählung verarbeitet worden. Dieselbe Form findet sich auch bei mehreren der verwandten Stoffe. Viel häufiger jedoch wird nur das eine oder das andere der beiden Motive behandelt. Mit besonderer Vorliebe ist das zweite Motiv wiederholt worden, das in einer großen Anzahl Varianten auftaucht.

1.

Die vermutliche Quelle.

„Où est la forme sanscrite des ‚Trois Aveugles de Compiègne‘“, so ruft Bédier[2]) in dem Kapitel, in welchem er über den orientalischen Ursprung der Fabliaux abhandelt, aus. Und diese Frage

[1]) Nachweise hauptsächlich bei Bédier, Op. cit. pag. 447—448.

[2]) Op. cit. pag. 250.

stellt er nicht ganz mit Unrecht, wenigstens was die erste Episode unseres Fabliaus anbelangt. Trotz eifrigen Forschens ist es auch mir bis dahin nicht gelungen, eine orientalische Erzählung ausfindig zu machen, die dem ersten Teile des altfranzösischen Gedichtes als Quelle hätte gedient haben können. Zwar gibt Ruth[1]) bei einer Besprechung der Novellensammlung des Franco Sacchetti als Ursprung für die Novelle Nr. 140 eine von ihm leider nicht näher bezeichnete Erzählung aus den „Sieben weisen Meistern“ an. Da die erwähnte Novelle, wie wir noch später sehen werden, zu unserem Fabliau in Beziehung steht, so könnte man, wenn wirklich eine derartige Erzählung sich nachweisen ließe, dieselbe auch als den Ursprung des ersten Teils der altfranzösischen Dichtung ansehen. Bedauerlicherweise beruht jedoch die Behauptung Ruths auf einem Irrtum; denn eine solche Erzählung ist eben nicht vorhanden.

Glücklicher ist man bezüglich der Auffindung eines orientalischen Ursprungs bei der zweiten Episode des Fabliaus. Allerdings erklärt Bédier:[2]) „D'autres (fabliaux) ne peuvent appartenir qu'à un pays chrétien. Exemple. La seconde partie du fabliau des ‚Trois Aveugles de Compiègne'.“ Wie aber die folgenden Ausführungen ergeben werden, dürften seine Worte nicht gänzlich berechtigt sein.[3]) In den Märchen von „Tausend und eine Nacht“ findet sich eine Geschichte, die für die mutmaßliche Quelle des zweiten Motives der „Trois Aveugles“ einen Fingerzeig geben könnte.[4]) Sie wird in der vier-

[1]) „Geschichte der italienischen Poesie.“ 2 Teile. Leipzig 1844 u. 1847. — Teil II. pag. 51.

[2]) Op. cit. pag. 284.

[3]) Zu dem folgenden vgl. Pietro Toldo „Rileggendo le Mille e una Notte“ in „Miscellanea di Studi Critici edita in onore di Arturo Graf“. Bergamo 1903. pag. 491—505.

[4]) „Le livre des Mille Nuits et une nuit“. Paris, éd. de la Revue Blanche par le Dr. J. C. Mardruss. 12 Bände.

hunderteinundvierzigsten Nacht[1]) erzählt, und ihr Inhalt ist ungefähr folgender.

Das alte, böswillige Weib Dalila, hat einem Eselführer durch eine heimtückische List seinen Esel entwendet.[2]) Da trifft er sie eines Tages wieder, als sie auf der Suche nach neuen Schandtaten durch die Straßen der Stadt schleicht. Trotzdem die Bösewichtin sich durch eine Verkleidung unkenntlich zu machen gesucht hat, erkennt er sie auf der Stelle wieder. Sofort stürzt er auf sie zu und fährt sie in ausbrechendem Zorn mit heftigen Worten an. In heuchlerischer Verstellung fragt ihn die schurkische Alte nach seinem Begehr. Als darauf der Eselführer unter heftigem Schreien den Esel, den sie ihm weggenommen hat, zurückverlangt, entgegnet ihm die Alte schnell gefaßt: „Mein liebes Söhnchen, ich will dich keineswegs berauben; denn ich weiß, du bist arm. Ich habe den Esel bei dem Barbier moghrabin Hagg-Mass'oud gelassen, vor dessen Laden wir gerade stehn. Warte nur einen Augenblick; ich werde sofort zu ihm hingehen und ihn bitten, mir den Esel zurückzugeben". Um den unerwünschten Mahner los zu werden, nimmt das arglistige, alte Weib zu folgender List ihre Zuflucht. Unter lautem Klagen und Weinen tritt sie in den Laden des Barbiers ein. Als dieser sie in seiner Bestürzung nach der Ursache ihres Kummers fragt, antwortet sie ihm, geschickt heuchelnd: „Siehst du nicht dort drüben meinen Sohn stehn? Er ist ein Eselführer von Beruf. Doch eines Tages ist er krank geworden, ein starker Luftzug hat ihm das Blut derartig in Erregung gebracht, daß er vollkommen den Verstand verloren hat. Er verlangt nur immer nach seinem Esel. Beim Aufstehen, beim Schlafengehen, ob er geht, oder ob er steht, immer ruft er nur: „Mein Esel!" Um ihn von seiner schrecklichen

[1]) Bd. VIII. Paris 1901. pag. 161 ff.

[2]) Dies wird in der vorhergehenden Nacht berichtet.

Krankheit zu heilen, habe ich einen Arzt befragt. Dieser gab mir als einziges Mittel, ihn wieder zur Vernunft zu bringen, an, ihm hinten seine zwei großen Backzähne ziehen zu lassen und ihm auf die Schläfen spanische Fliegen zu legen oder mit einem glühenden Eisen Fontanellen zu machen. Hier hast du Geld für deine Mühe, rufe ihn und sage ihm: „Komm' nur her, dein Esel befindet sich bei mir." Freudig ist der Barbier dazu bereit, dem alten Weibe diesen Gefallen zu tun, indem er spottend hinzufügt: „Ich will ein Jahr nicht essen, wenn ich ihm seinen Esel nicht wieder in die Hände gebe." Sofort trägt er seinen Gehülfen auf, sich bereit zu halten und befiehlt einem von ihnen, zwei Nägel glühend zu machen. Dann ruft er dem Eselreiter zu: „Komm' nur her, dein Esel befindet sich bei mir." Eiligst tritt dieser in den Laden ein, während die alte Gaunerin sich heimlich entfernt. Der Barbier nimmt den Eselführer bei der Hand und führt ihn in ein hinter dem Laden liegendes Zimmer. Dort versetzt er ihm plötzlich einen Fausthieb in den Leib und bringt ihn durch Beinstellen hinterlistig zu Fall. Sofort werfen sich die beiden Gehülfen auf ihn und fesseln ihn an Händen und Füßen, so daß er kein Glied mehr rühren kann. Darauf ergreift der Barbier zwei gewaltige Zangen und reißt dem bedauernswerten jungen Mann mit raschem Schwunge die beiden Backzähne mit einem Male heraus. Nachdem dies vollführt, nimmt er die beiden rotglühenden Nägel zur Hand und stellt ihm mit ihrer Hülfe auf den Schläfen künstliche Wunden her, indem er Allah um ein gutes Gelingen seines Werkes anfleht, trotzdem der arme Eselführer unter gellendem Geschrei sich diesen Qualen zu entwinden sucht. —

Bis dahin die Geschichte aus „Tausend und eine Nacht," soweit sie für den zweiten Teil des Fabliaus in Betracht kommt.

Wenn man diese tragikomische Erzählung mit der zweiten Episode der „Trois Aveugles de Compiègne"

vergleicht, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß beide in der Grundidee miteinander übereinstimmen. Denn in beiden wird die Person, die ihr rechtmäßiges Eigentum von einer anderen verlangt, an eine dritte gewiesen und dann schmählich betrogen. Außerdem ist vor allem in beiden das Motiv der angeblichen Verrücktheit vorhanden, das ein wichtiges Element der Komik bildet. Allerdings zeigen sich auch bei einem näheren Vergleiche mannigfache Abweichungen.

In der Erzählung aus „Tausend und eine Nacht" ist der Schuldner und Betrüger ein listiges, altes Weib, während in dem Fabliau diese Rolle von einem jungen Studenten, der zu Streichen aller Art aufgelegt ist, vertreten wird.

Hier ist das Schuldobjekt ein durch Hinterlist einem Eseltreiber entwendeter Esel, — dort Geld, das für eine Zeche einem Gastwirt geschuldet wird.

In „Tausend und eine Nacht" führt man den Gläubiger, um sich seiner zu entledigen zu einem Barbier, der ihn dann mit furchtbaren Martern peinigt, in den „Trois Aveugles de Compiègne" dagegen wird der Wirt in die Kirche geführt, wo er trotz allen Sträubens ein Evangelium über seinem Haupte anhören muß.

Die Verschiedenheiten, von denen hier nur die hauptsächlichsten erörtert worden sind, betreffen jedoch lediglich die äußere Umhüllung des Motivs und ändern keineswegs den Grundgedanken, der in beiden Erzählungen enthalten ist.

Allein die Märchen aus „Tausend und eine Nacht" sind aller Wahrscheinlichkeit nach erst zwischen dem Ende des 13. und dem Anfange des 14. Jahrhunderts abgefaßt worden,[1]) also einige Zeit nach der vermutlichen Entstehung des Fabliaus „Des Trois Aveugles de Compiègne". Aus

[1]) Dunlop-Liebrecht „Geschichte der Prosadichtungen". Berlin 1851. pag. 412.



ihnen könnte demnach der Verfasser des französischen Gedichts den Stoff zu dem zweiten Teil des Schwankes nicht geschöpft haben. Dies aber würde noch nicht ausschließen, daß beide, die Erzählung der 441. Nacht und die zweite Episode des Fabliaus, auf ein und dieselbe Quelle, die vielleicht indischen Ursprungs war, zurückgeführt werden können. Denn, wie man im allgemeinen annimmt, sind die Märchen aus „Tausend und eine Nacht" vielfach nur Wiederholungen von Geschichten, die zum ersten Mal in dem Wunderlande Indien auftauchten. Demnach wäre es garnicht unwahrscheinlich, sondern sogar wahrscheinlich, daß der Verfasser des Fabliaus für die zweite Hälfte der „Trois Aveugles de Compiègne" eine uns leider nicht erhaltene indische Erzählung, die er — wer weiß es — durch mündliche oder schriftliche Tradition erfuhr, seiner Dichtung zugrunde gelegt und sie in einem der christlichen Zeit entsprechenden Sinne umgestaltet hat. Dieselbe Fassung verwandte dann später der Autor der Märchen, wenn man nur von *einem* sprechen will, in einer vielleicht gänzlich oder nur wenig veränderten Form zu der Erzählung der 441. Nacht. Denn die Ansicht Toldos,[1]) welcher sagt: „Forse, che la principessa Schahrazade aveva inteso raccontare la burletta della benedizione da un menestrello di Francia", hat wenig Einleuchtendes an sich. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß die soeben vertretene Annahme unumstößlich sei, da in diesen Fragen schwerlich ein vollkommen sicheres Ergebnis erzielt werden kann.

---

[1]) Op. cit. pag. 496.

2.

Verwandte Stoffe, in denen beide Motive vereint wiederkehren.

a) Dr. Murners „Eulenspiegel“.

Zum ersten Male finden sich meines Wissens die beiden Motive vereint in den Schwänken des Till Eulenspiegel wieder, und zwar werden sie dort in der ersten Ausgabe des Eulenspiegel vom Jahre 1515 als 71. Historie erzählt[1]): Die LXXI. histori sagt, wie Vlenspiegel XII blinden gab XII güldin als sie meinten, da sy vf zerten und vf das lest ganz übel stůnden.

Der Schalk Eulenspiegel kommt auf seinen abenteuerlichen Reisen auch nach der Stadt Hannover. Als er dort eines Tages vor den Toren spazieren reitet, trifft er zwölf blinde Bettler, die ihn sogleich um ein Almosen anflehn; denn sie halten ihn für einen vornehmen und edlen Mann, da sie merken, daß er auf einem Pferde sitzt. Sie klagen bitterlich, daß ihnen die Kälte arg zusetze. Da spricht zu ihnen der Schalk: „Ja, ich fürchte, ihr erfrieret. Hier, nehmet diese zwölf Gulden, kehret wieder zurück in die Stadt, gehet in dieselbe Herberge, aus der ich gekommen bin, und verzehret diese zwölf Gulden, bis der strenge Winter vorüber ist und ihr wieder weiter wandern könnt.“ In heller Freude begeben sich die Blinden in die Stadt zurück, da jeder von ihnen meint, daß einer der anderen das Geld besäße. In der Herberge, die ihnen Eulenspiegel bezeichnet hat, erzählen sie dem Wirt von der mildtätigen Gabe des vornehmen Herrn und bitten ihn um Aufnahme. Dieser, in

---

[1]) J. M. Lappenberg „Dr. Thomas Murners Eulenspiegel“. Leipzig, 1854. pag. 104—106. — Hermann Knust „Till Eulenspiegel“. Abdruck der Ausgabe vom Jahre 1515. Halle a. S. 1884. pag. 111—113.



seiner Geldgier, gewährt ihnen ihre Bitte und bewirtet sie mit dem Besten und Schönsten. Als er dann glaubt, daß ihre Zeche eine Höhe von zwölf Gulden erreicht hat, fordert er sie zur Bezahlung auf. Jetzt stellt sich der Betrug heraus, der an den ahnungslosen Blinden verübt worden ist. Um an ihnen wenigstens sein Mütchen zu kühlen, sperrt sie der geprellte Wirt in einen Schweinestall und legt ihnen nur Heu und Stroh vor.

Eulenspiegel ist neugierig, wie es den Blinden ergangen ist. Daher verkleidet er sich und reitet in die Stadt nach der betreffenden Herberge zurück. Im Hofe erblickt er die Blinden in dem Stalle. Heuchlerisch tritt er vor den Wirt und fragt ihn nach der Ursache, weshalb die armen Bettler eine derartige Behandlung erleiden müßten, worauf ihm dieser den ganzen Hergang berichtet. Da erbietet sich Eulenspiegel, ihm einen zuverlässigen Bürgen für sein Geld zu besorgen. Dankbar nimmt der Wirt dieses Anerbieten an. Darauf begibt sich Eulenspiegel zu dem Pfarrer des Ortes und spricht zu ihm: „Lieber Herr Pfarrer, wollt Ihr mir helfen? Mein Wirt ist seit dieser Nacht vom bösen Geist besessen, daher bittet er Euch, ihm diesen zu bannen.“ Der Pfarrer verspricht es ihm, doch müßte er noch einen oder zwei Tage warten. Hiermit ist der Schalk einverstanden, holt aber noch die Frau des Wirts herbei, damit diese persönlich das Versprechen des Pfarrers höre. Als sie erscheint, spricht zu ihr der Geistliche: „Liebe Frau, wartet nur noch einen oder zwei Tage, dann werde ich eurem Manne helfen.“ Durch diese Worte ist die Wirtin beruhigt und kehrt zufrieden nach Hause zurück. Sofort läßt der Wirt die Blinden nach den Mitteilungen seiner Frau frei, und auch Eulenspiegel macht sich schleunigst aus dem Staube.

Nach drei Tagen geht die Frau wieder zu dem Pfarrer, weil sie von ihm das Geld holen will. Natürlich weigert sich dieser und erklärt es für

die Macht des bösen Geistes, der in ihren Mann gefahren wäre, wenn er Geld verlange. Erstaunt eilt sie nach Hause und erzählt dem Wirt, daß der Pfarrer sich weigere, das Geld auszuzahlen. Darüber gerät dieser in Wut, er bewaffnet sich und läuft nach dem Pfarrhofe. Als aber der Pfarrer ihn in einem solchen Aufzuge nahen sieht, ruft er seine Nachbarn zur Hülfe, indem er ihnen darlegt, daß der Wirt von einem bösen Geiste besessen wäre. Wütend dringt dieser auf den Pfarrer ein, um ihn niederzuschlagen. Allein die Nachbarn treten dazwischen und können nur mit vieler Mühe sie von einander zurückhalten. Und solange der Wirt und der Pfarrer leben, hört jener nicht auf, diesen um sein Geld zu mahnen, und dieser jenen für besessen zu erklären.

Nach der Ansicht Lappenbergs[1]) hat der Verfasser des Eulenspiegel als Vorlage für die 71. Historie einen schriftlichen Text der altfranzösischen Dichtung verwandt. Dies ist jedoch wenig wahrscheinlich. Es ist wohl eher anzunehmen, daß ihm der Inhalt des Fabliaus auf mündlichem Wege bekannt wurde. Dafür sprechen besonders die Erweiterungen und Ausschmückungen, welche die 71. Erzählung aufweist. So ist die Zahl der Blinden auf zwölf vermehrt, denen zwölf Gulden entsprechen, wodurch der Schwank, wenn ihm auch etwas von der Wahrscheinlichkeit geraubt wurde, eine bedeutend spaßhaftere Wirkung erzielte. Aus demselben Grunde tritt auch Eulenspiegel bei dem Streite zwischen dem Wirt und den zwölf Blinden nicht auf. Erst müssen die armen Bettler für ihren unbeabsichtigten Betrug büßen. Außerdem ist in der Historie noch eine weitere Person handelnd eingeführt, die Frau des Wirts, durch die das Mißverständnis etwas anders zustande kommt als in dem Fabliau. Auffällig ist ferner, daß der Wirt

[1]) Op. cit. pag. 358.

mit dem Pfarrer erst nach einem Zeitraum von drei Tagen zusammenkommt. Auch findet diese Zusammenkunft nicht in einer Kirche statt. Nicht so wichtig sind noch einzelne kleinere Verschiedenheiten, wie z. B., daß Eulenspiegel sich verkleidet, bevor er sich zu dem Wirt begibt.

Diese weitgehenden Änderungen würden sicherlich nicht in der 71. Historie zu finden sein, wenn dem Verfasser der Schwänke Eulenspiegels die „Trois Aveugles“ schriftlich vorgelegen hätten.

Die soeben behandelte Geschichte aus Dr. Thomas Murners Eulenspiegel hat etwas später der Franziskanermönch Johannes Pauli[1]) in seinem Sammelwerk „Schimpf und Ernst“ wiedergebracht, das zum ersten Male im Jahre 1522 zu Straßburg bei Johannes Grieninger erschien. Sie wird hier in No. 646 berichtet: XII blinden verzarten XII guldin. Vom schimpff das . dcxlvi ., und ist fast dieselbe wie bei Murner.[2]) Natürlich zeigen sich in ihrer Darstellung auch gewisse Abweichungen und Verschiedenheiten. Unter anderem verlegt Pauli den Schauplatz des Begebnisses nach Nürnberg. Auch ist die Hauptperson des Schwankes nicht Till Eulenspiegel, sondern es wird nur von einem „Ritter“ ges prochen. Außer dem wird die Begebenheit auf einen besonderen Tag verlegt, „wan vff den heiligen drei künig tag gibt man den blinden daselbst gelt“, um das Humoristische des Scherzes noch um ein weniges zu heben. Das Wirtshaus, in dem sich alles abspielt, hat hier einen Namen „zu dem hasen“, und die zwölf Blinden verweilen dort *mehrere* Tage. Als diese ihre Schuld nicht begleichen können, werden sie bei Pauli in

---

[1]) Über Leben und Werke Paulis s. K. Veith „Über den Barfüßer Joh. Pauli und das von ihm verfaßte Volksbuch Schimpf und Ernst, nebst 46 Proben aus demselben“. Wien 1839. — Ferner Lappenberg, Op. cit. pag. 363—380.

[2]) Neudruck bei: Hermann Oesterley „Schimpf und Erns von Johannes Pauli“. Bibl d. lit. Vereins. 85. Stuttgart 1866. pag. 355 ff.

einen *Gänsestall* eingesperrt. Die Frist, die sich der Pfarrer erbittet, ist hier etwas länger bemessen, nämlich 14 Tage. Als der Wirt die Weigerung des Pfarrers erfährt, eilt er nicht allein zu ihm, sondern er bewaffnet noch seinen Knecht und nimmt ihn mit sich. Doch alle diese Unterschiede sind nur nebensächlicher Art. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Pauli die Geschichte von den 12 Blinden dem Werke Murners entlehnt hat; denn am Ende seines Volksbuches finden sich nicht weniger als sieben Geschichten,[1]) außer der eben besprochenen, die eine unverkennbare Ähnlichkeit mit verschiedenen Historien des Eulenspiegel aufweisen, bei denen in einer sogar der Name Eulenspiegel erwähnt wird. Jedenfalls hat der Franziskanermönch eine der ersten beiden Ausgaben des Murnerschen Eulenspiegel gekannt und diese Erzählungen daraus entnommen. —

Desgleichen hat ein Meistersinger die 71. Historie des Eulenspiegel zu einem Sange verarbeitet: In der Gesangweis Romersch. Die zwelff blinden. Anno saluvis (d. i. salutis) 1547. den 26 taig Junii.[2]) Dieser befindet sich[3]) in einer handschriftlichen Sammlung, die im Besitze der Königlichen Bibliothek Berlin ist, bezeichnet mit A. C. No. 18, und ebenso in einer gleichfalls dort vorhandenen Handschrift M. S. Germ. f. 22.[4]) Der Meistersinger hat sich nur geringe Umänderungen erlaubt. So läßt er Eulenspiegel den Streich in der Stadt Bremen ausführen. Vielleicht ist der Grund dafür hierin zu sehen, daß die 71. Historie des Murnerschen Eulenspiegels zwischen zwei Erzählungen eingefügt ist, die Bremen zum Ort ihrer Handlung haben. Außerdem hat er dem Herbergswirt den Namen „Cunz" beigelegt. Im übrigen aber

[1]) Lappenberg, Op. cit. pag. 379.

[2]) Dagegen Edmund Goetze „Sämtliche Fastnachtsspiele von Hans Sachs". Halle a/S. 1884. V. Bändchen pag. V: 26. Januar.

[3]) Lappenberg. Op. cit. pag. 233.

[4]) ibid. pag. 272—273. Abdruck des Meistergesanges.

hat sich der Sänger genau an seine Vorlage gehalten.

Außer diesen Bearbeitungen ist noch der Schwank Eulenspiegels mit den 12 Blinden für die Bühne verwandt worden. Hans Sachs hat ihn in einem Fastnachtsspiel mit 9 Personen[1]) „Der Ewlenspiegel mit den blinden" zur Darstellung gebracht.[2]) Das am Schlusse angegebene Datum: Anno M. D. L. III. Jar. Am vierten Tag Septembris, erklärt Goetze[3]) für nicht richtig. Nach seinem Ermessen ist es erst ein wenig später, nämlich am 14. oder 24. September 1553 entstanden.

Die Art und Weise, wie Hans Sachs den Schelmenstreich verarbeitet hat, kann mit vollem Recht als äußerst gelungen bezeichnet werden. Vor allem gibt er eine treffliche Charakterisierung der auftretenden Personen. Besonders spaßhaft sind die Charaktere des Wirtes und des Pfarrers gezeichnet, die durch ihre eigenen Reden über einander erklärt werden. So sagt dieser, voll Schadenfreude von dem Wirt:

„Er hat die Leut sehr vbernummen,
Viel Wasser gossen vnters bier.
Ein kandel offt angschrieben zwir;
Hat mir auch off vbel gemessen;
Jetzt hat jn der Geitzteuffel bsessen."

Aber auch des Wirts Kritik ist alles andere als milde, wenn er den Pfarrer folgendermaßen schildert:

„Er ist ye sunst ein karger Hundt
Wie all Pawren von jm sagen thundt;
So er ein pfennig außgeben sol,
So schawdt er ihn vor dreimal wol."

Hat aber auch Hans Sachs wirklich nur allein an die 71. Historie des Murnerschen Werkes ange-

[1]) Bei Lappenberg, Op. cit. pag. 271 versehentlich „6" Personen.

[2]) Goetze, Op. cit. Bd. V. pag. 1—15. Neudruck.

[3]) ibid. pag. V.

knüpft? Diese Frage läßt sich nicht leicht lösen. Zwar ist die Übereinstimmung zwischen beiden Darstellungen eine ziemlich genaue, wenn man von einigen Nebensächlichkeiten, wie der Verlegung des Schauplatzes der Handlung nach Egelsheim, absehen will. Allein ein Unterschied ist im höchsten Maße bemerkenswert und gibt zum Denken Anlaß. Hans Sachs hat in seinem Fastnachtsspiel die Zahl der Blinden auf drei vermindert. Daher erklärt Lappenberg,[1]) er „könnte also einen älteren als den vorliegenden Text[2]) gekannt haben, dessen Held jedoch Ulenspiegel war". Vielleicht hat er mit dieser Behauptung Recht. Leider aber kennen wir keinen derartigen Text. Deshalb wäre vielleicht noch ein anderes möglich. Ausgeschlossen wäre es nicht, daß Hans Sachs bereits den Inhalt unseres Fabliaus, sei es durch eine schriftliche Fassung oder besser durch mündliche Überlieferung kannte. Während er dann in der Hauptsache auf die 71. Historie Murners Bezug nahm, veränderte er analog den „Trois Aveugles" die Zahl der Blinden. Vielleicht aber geschah dies auch nur aus dem Grunde, nicht soviel Personen auf die Bühne zu bringen; denn selten übersteigt die Anzahl der in den Fastnachtsspielen auftretenden Schauspieler die Zahl 10. Somit brauchte Hans Sachs das Fabliau garnicht gekannt zu haben. Dabei bliebe aber immer noch zu bedenken, daß er gerade die Zahl 3 wählte.

b) Die beiden Motive des Fabliaus in der italienischen Folklore.

Erst in der neuesten Zeit tauchen die beiden Motive der „Trois Aveugles de Compiègne" vereint wieder auf der Insel Sizilien auf. Der um die sizilianische Volksliteratur sehr verdiente Giuseppe

[1]) Op. cit. pag. 272

[2]) Gemeint ist die Eulenspiegelausgabe von 1519.

Pitrè veröffentlicht ein Geschichtchen, das er unter dem Titel „Li du' orvi" aufführt und welches im wesentlichen den Inhalt der Erzählung Courtebarbes wiedergibt.[1])

Ein durch Hunger bis auf den Tod erschöpfter, blinder Bettler trifft einen anderen Leidensgefährten. Sie schließen sich einander an und wandern gemeinschaftlich nach Palermo. Unterwegs rechnen sie sich aus, wieviel Geld sie nötig haben würden, um sich eine gute Mahlzeit leisten zu können. Jemand, der vorübergeht, hört dies und täuscht ihnen vor, sie mit der soeben ausgesprochenen Summe zu beschenken. Freudig eilen sie in eine Schenke und lassen sich gut bewirten. Als sie jedoch zahlen sollen, geraten sie infolge der Täuschung in Streit, der schließlich mit einer Schlägerei endigt, in die noch der Wirt eingreift. Zufällig geht derjenige vorüber, der den Blinden den Streich gespielt hat, und als er bemerkt, welches Unheil sein Scherz angerichtet hat, beschließt er, den armen Bettlern zu helfen. Er tritt auf die streitende Gruppe zu und beschwichtigt den Wirt, indem er ihm zu seinem Gelde zu verhelfen verspricht. Er solle ihm nur einen Jungen mitgeben; diesem wolle er das Geld aushändigen. Dies geschieht. Er führt den jungen Burschen in eine Kirche zu einem Priester, der gerade die Beichte abhält, und entledigt sich seiner durch dasselbe schlaue Manöver, das aus dem Fabliau bekannt ist, indem er den Geistlichen bittet, dem Jungen die Beichte abzunehmen, da er den Verstand verloren habe und in diesem Zustande stets Geld verlange. Auf die Aufforderung niederzuknieen weigert sich selbstverständlich der junge Mann. Da ergreift der Priester eine Rute, um ihn durch eine Züchtigung wieder zur Vernunft zu bringen. Es entsteht ein großer Lärm, der eine

---

[1]) Giuseppe Pitrè „Fiabe e Racconti popolari Siciliani" Palermo. 1875. Bd. 3. pag. 153—156.

Menge Neugieriger herbeizieht, die mit vieler Mühe die beiden Streitenden trennen. Endlich erfahren diese, daß sie Opfer eines mutwilligen Streiches geworden sind.

Die beiden Episoden unseres Fabliaus haben auf ihrer weiten Wanderung von dem Norden Frankreichs bis zu dem äußersten Süden Italiens im großen und ganzen nur wenig von ihrer ursprünglichen Gestalt eingebüßt. Die meisten Veränderungen, die dabei eingetreten sind, betreffen lediglich Nebenzüge. So ist z. B. in der sizilianischen Volkserzählung die Zahl der Blinden auf 2 beschränkt, und diese treffen erst zufällig zusammen. Auch der Beweggrund, weshalb der Vorübergehende ihnen einen Streich spielt, ist ein anderer als in dem französischen Gedicht. Während hier der „clerc“ in seiner Neugierde erproben will, ob die 3 Bettler wirklich blind sind, bildet dort das Gespräch der beiden Blinden die Veranlassung zu dem Betruge. Der „clerc“ folgt ferner seinen Opfern, um das Ende der Geschichte selbst zu erleben, der Spaßvogel in der sizilianischen Version aber wird durch Zufall Zeuge des Streites zwischen dem Wirt und den beiden Blinden, in den er dann eingreift. Nur folgende Abänderungen verdienen, etwas ausdrücklicher hervorgehoben zu werden. In den „du' orvi“ wird an Stelle des Wirts sein Bursche in die Kirche geführt, und statt des Lesens eines Evangeliums tritt eine andere kirchliche Handlung ein, nämlich die Beichte. Zu betonen wäre ferner noch, daß der Spaßvogel nur verspricht, dem Jungen das Geld zu geben, aber den Pfarrer jetzt nicht erwähnt. Im übrigen finden sich diese auffallenden Erscheinungen auch bei verschiedenen Varianten, die das zweite Motiv allein behandeln, wovon noch später die Rede sein soll.

3.

Verwandte Stoffe, in denen das erste Motiv des Fabliaus wiederkehrt.

Weit häufiger als Bearbeitungen des gesamten Stoffes der „Trois Aveugles de Compiègne“ sind Varianten, die nur die eine oder die andere Episode der Dichtung behandeln. So hat auch die Idee des an den Blinden verübten, der Komik nicht entbehrenden Betruges großen Beifall gefunden, wie nachfolgende Ausführungen zeigen sollen.

a) Das erste Motiv in der italienischen Literatur.

Einer ganz besonderen Beliebtheit hat sich das erste Motiv in der italienischen Literatur erfreut. Jedoch werden die betreffenden Schriftsteller, die es verwerteten, wohl kaum das Fabliau selbst gekannt haben. Dies beweisen zunächst die verschiedenen Abweichungen, die sich in ihren Darstellungen zeigen. Außerdem würden sie wohl sicherlich, wenn ihnen das französische Gedicht direkt vorgelegen hätte, sich nicht damit begnügt haben, nur den ersten Teil zu bearbeiten, sondern sie würden den gesamten Stoff benutzt haben. Aus diesen Gründen ist anzunehmen, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach aus der mündlichen Tradition schöpften. Es ist bereits erörtert worden, daß die beiden Motive der „Trois Aveugles“ in einer sizilianischen Volkserzählung auftauchten.[1]) Ebenso lebten sie auch getrennt in dem italienischen Volke weiter fort.

---

[1]) Vgl. pag. 26–28.

α) „Trecentonovelle" des Franco Sacchetti.

Vermutlich zum ersten Male wird der Schwank von den betrogenen Blinden in der bekannten Novellensammlung des Franco Sacchetti,[1]) die höchstwahrscheinlich in den Jahren 1392 bis 1395 entstanden ist und zuerst 1724 von Giovanni Bottari in Neapel gedruckt wurde, wiedererzählt. Er wird dort in der Novelle Nr. 140 unter folgendem Titel berichtet: Tre ciechi fanno compagnia insieme, e veggendo la loro ragione a santa Gonda, vengono a tanto, che si mazzicano molto bene insieme e dividendo l'oste e la moglie, sono da loro anco mazzicati.[2])

In der Stadt Florenz nahe der Kirche der heiligen Ursula hielten sich stets einige Blinde auf, die des Morgens in aller Frühe aufstanden, um an den verschiedenen Gotteshäusern der Stadt und ihrer Vororte sich durch Singen und Beten von den Kirchgängern Almosen zu erbetteln. Hierauf pflegten sie nach einem Gasthause zu gehen, wo hauptsächlich ihresgleichen verkehrte, um zu frühstücken. Eines schönen Morgens befanden sich daselbst zwei Blinde. Sie kamen mit einander in ein vertrauliches Gespräch, indem sie sich gegenseitig nach der Zeit ihrer Erblindung und ihren bisherigen Einnahmen fragten. Bald gesellte sich noch ein dritter zu ihnen, mit dem sie ebenfalls schnell bekannt wurden. Im Laufe ihrer Unterhaltung beschlossen sie, um sich ihr mühevolles

[1]) Über Leben und Werke des Franco Sacchetti siehe besonders: Letterio di Francia „Franco Sacchetti novelliere". Pisa 1902. (in: „Annali della scuola normale superiore di Pisa." Vol. XVI.) — Ferner: Dunlop-Liebrecht „Geschichte der Prosadichtungen". Berlin 1851. pag. 355—359, und Henry Wilson „History of Prose fiction by John Colin Dunlop". London 1888. Bd. II. pag. 149—156.

[2]) „Novelle di Franco Sacchetti, cittadino fiorentino" Milano, per Giovanni Silvestri, 1815. 3. Vol. — Vol. II. pag. 242—249.

Leben zu erleichtern, eine Gesellschaft zu bilden. Gemeinsam wollten sie von nun an das Betteln betreiben, und alles, was der eine erhalte, sollte er mit den beiden anderen teilen. Jemand, der gehört hatte, wie sie diesen Bund schlossen, traf sie eines Tages vor der Kirche des heiligen Lorenz. Um ihnen einen Streich zu spielen, gab er einem von ihnen, Grazia mit Namen, einen „quattrino“ mit den Worten: „Hier, teilet diesen „grosso“ unter euch drei“, und dies setzte er fort, sooft er die Blinden irgendwo zu Gesicht bekam. Zwar erschien dem Empfänger das Geldstück als „grosso“ ein wenig zu klein, allein sein Mißtrauen schwand bald wieder. Vereint sammelten die drei Genossen ihre Almosen weiter und vereinbarten, am Anfang einer jeden Woche den gemeinschaftlichen Gewinn unter einander zu teilen.

Dies alles geschah in der Mitte des Monats August. Daher machten sie sich nach Gewohnheit aller Bettler auf den Weg nach Pisa, um dort an dem Feste „Mariä Himmelfahrt“ teilzunehmen. Ein jeder von ihnen besaß nur einen Speisenapf und führte einen abgerichteten Hund mit sich. Nachdem sie alle Vorstädte zur genüge abgebettelt hatten, kamen sie eines Sonnabends in einer Herberge zusammen, um ihr erworbenes Geld aufzuteilen. Sie verlangten von dem Wirte ein Zimmer für die Nacht, in welchem sie ihre Rechnung erledigen wollten. Als der Wirt und seine Familie sich zur Ruhe begeben hatten, begannen sie ihr Geschäft. Jeder zählte sein Geld auf und nannte die Summe. Als aber Grazia, der die vermeintlichen „grossi“ erhalten hatte, die seinige mitteilte, erschien sie seinen Gefährten zu klein, und sie ziehen ihn der Unehrlichkeit. Darauf erhob sich ein heftiges Zanken und Streiten, dem schließlich eine grobe Schlägerei folgte. Immer größer und größer wurde der Tumult, der durch das Bellen und Kläffen der Hunde noch vermehrt wurde. Durch den Lärm

erwachte der Wirt aus dem Schlaf. Eiligst begab er sich mit seiner Frau nach dem Zimmer der Blinden und verlangte Einlaß. Doch die Bettler hörten in der Hitze des Kampfes seine Aufforderung nicht, so daß er mit Gewalt die Tür öffnen mußte. Als er drinnen die Verwirrung sah, suchte er die wütend auf einander schlagenden Blinden zu trennen. Allein seine gute Absicht wurde schlecht belohnt; denn er erhielt einen Stockhieb ins Gesicht. Hierüber ergrimmt ergriff der Wirt einen der Blinden und warf ihn unter heftigen Scheltworten zu Boden. Auch seine Frau, die ihn mit ihrem Keifen kräftig unterstützte, ging nicht heil aus dem Getümmel hervor; einer der Hunde zerriß ihr das Kleid. Als endlich alle außer Atem waren und die Blinden sich übel zugerichtet hatten, trat die Ruhe ein. Die bedauernswerten Blinden baten den Wirt, ihnen das Geld aufzulesen, das infolge der Rauferei zur Erde gefallen war. Bereitwillig tat er dies, natürlich nicht ohne sie um die Hälfte zu betrügen. Dann verlangte er sofort die Begleichung ihrer Zeche, außerdem für sich Schmerzensgeld und für seine Frau eine Entschädigungssumme für ihr zerrissenes Gewand, widrigenfalls er die ganze Angelegenheit dem „Vicario“ zur Entscheidung übergeben würde. Voll Angst erklärten sich die armen Blinden mit allem einverstanden, und so erhielt der schlaue Wirt das ganze Geld, das ihnen fortgefallen war. Müde und zerschlagen, aller Mittel los und ledig machten sich die Blinden weiter auf die Wanderung und gelangten zu einer Schenke. Dort trennte sich Grazia von den beiden anderen und ging allein nach Pisa, während diese sich zusammen dorthin begaben. Doch im größten Unglück ist oft Glück enthalten; infolge ihres erbarmenswürdigen Aussehens erhielten die Blinden dort doppelte Gaben.

Franco Sacchetti hat das erste Motiv bedeutend genauer und ausführlicher zur Darstellung gebracht. Seine Schilderung des Abenteuers, das für die

Blinden so unglücklich ausläuft, ist erheblich eingehender und genauer. Hierbei hat er freilich besonders eine Veränderung eintreten lassen, die man nicht gerade als glücklich bezeichnen kann. Während in dem Fabliau keiner der Blinden ein Geldstück empfängt, erhält bei ihm einer derselben eine kleine Münze zu wiederholten Malen, deren Wert der Geber größer angibt, als er in Wirklichkeit ist. Durch diese Abänderung verliert die Novelle an Wahrscheinlichkeit, und die Pointe des Schwankes wird etwas abgeschwächt. Andererseits darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Person des Wirtes während des Begebnisses bedeutend in den Vordergrund gerückt wird.

Hat nun Sacchetti an das Fabliau angeknüpft, oder erhielt er von dem Inhalt der ersten Episode durch die mündliche Überlieferung Kenntnis? Diesen beiden Fragen stehen zwei verschiedene Ansichten gegenüber. Dunlop[1]) betrachtet die „Trois Aveugles de Compiègne" als direkte Quelle der Novelle 140. Letterio di Francia[2]) dagegen verwirft diese Meinung. Der Hauptgrund, der ihn dazu veranlaßt hat, ist die bemerkenswerte Tatsache, daß Sacchetti in der 140ten Novelle nur die erste Anekdote des Fabliaus wiederbringt, während er den zweiten Teil in einer anderen Novelle, von der noch später die Rede sein soll, für sich gesondert behandelt. Hieraus erhellt, daß die beiden Motive geschieden dem italienischen Volke geläufig waren und daß Sacchetti erst das eine und etwas später das zweite aus dem Volksmunde erfuhr. Auch ich möchte mich auf die Seite Letterios di Francia stellen. Als weiteren Beweis dafür, daß die 140. Novelle der mündlichen Tradition ihren Ursprung verdankt, könnte man vielleicht noch die Abänderung mit der Münze anführen. Sicherlich hätte der Novellist,

---

[1]) Dunlop-Liebrecht. Op. cit. pag. 207 u. 257.
[2]) Op. cit. pag. 268—269.

wenn er das Fabliau schriftlich vor Augen gehabt hätte, eine solche Umänderung, welche die Erzählung im gewissen Sinne etwas entstellt, vermieden. Sehr leicht möglich aber ist es, daß schon in der Überlieferung von Mund zu Mund derartige Variationen eingetreten waren, die der Schriftsteller, der aus ihr den Stoff entnahm, natürlich mitverarbeitete.[1])

β) *Die dritte Novelle des Sozzini.*

Im Laufe des 15. Jahrhunderts erscheint die Geschichte von den betrogenen Blinden in einer anderen italienischen Novellensammlung wieder, den Novellen des Girolamo Sozzini. Eine genaue Zeit läßt sich leider für das Leben dieses Novellisten nicht angeben, da hierüber bis jetzt noch völliges Dunkel herrscht.[2]) Sie wird in der dritten Novelle unter nachstehender Überschrift: Scacazzone finge di dare un ducato a tre ciechi, e gli fa venire alle bastonate[3]) erzählt.

Ein gewisser Scacazzone begibt sich eines Abends in eine Kirche. Dort findet er nur drei blinde Bettler, die ihn sogleich um eine milde Gabe anflehen. Er spiegelt ihnen ein Geldgeschenk vor, worauf sie in eine Schenke gehn, um

[1]) Daß in dem Volksmunde eine ähnliche Fassung des ersten Motivs wie bei Sacchetti auch in neuester Zeit noch weiterexistiert, beweist eine Bemerkung Pitrès „Fiabe e Racconti“, Bd. IV. pag. 441, in der er sagt, daß unter anderen Volkserzählungen Siziliens, die er nicht habe sammeln können, sich auch eine „Lu pranzu di l'orvi“ benannte befinde, „che si riscontra alla novella de tre ciechi de Sacchetti“. Sie werde dem Ferrazzono zugeschrieben, der die „personificazione delle capestrerie, delle astuzie e delle burle siciliane“ sei.

[2]) Vgl. Dunlop-Liebrecht. Op. cit. pag. 257.

[3]) „Novelle tratte dalla raccolta di Burle, Facezie ecc., poste insieme da Alessandro di Girolamo Sozzini gentiluomo senese“, in: „Novelle di Autori senesi“. Tomo II. London 1798. pag. 271—274. — Vgl. auch Gamba „Delle novelle italiane in prosa“. Firenze 1835. pag. 160.



sich zu erquicken. Er folgt ihnen langsam nach, tritt ebenfalls in das Gasthaus ein und ersucht den Wirt, den Blinden alles zu geben, was sie fordern, da er ihnen einen Streich gespielt hätte, den er ihm, wenn jene die Mahlzeit beendet hätten, erzählen würde. Der Wirt handelt gemäß diesem Wunsche, und die Bettler erfreuen sich an den aufgetragenen Speisen. Als aber seine Vorräte zu Ende sind, entschuldigt er sich bei den Blinden und bittet sie, ein anderes Mal wieder bei ihm einzukehren. Des sind sie zufrieden und versprechen, den Rest des angeblich in ihrem Besitze befindlichen Dukaten am nächsten Abend zu verzehren. Dies hört der Wirt gerne, verlangt aber nichtsdestoweniger augenblickliche Bezahlung des soeben Genossenen. Da jedoch keiner der Blinden den Dukaten besitzt, so entsteht ein lautes Gezanke unter ihnen, woraus sich eine Schlägerei entwickelt. Scacazzone weiß sich bei diesen Vorgängen vor Lachen kaum zu halten. Als er aber sieht, wie übel sich die armen Kerle zurichten, tritt er unter sie und fragt sie voll Verstellung nach der Ursache ihres Streites. Als er dann erklärt, daß sie betrogen sein müßten, erkennt ihn einer der Blinden an seiner Stimme und schilt ihn zornig einen Verräter. Unter Lachen erklärt Scacazzone jetzt, er wolle den Frieden unter ihnen wiederherstellen. Die Bettler sind dazu bereit, sich wieder miteinander auszusöhnen, sofern er für sie die Rechnung bei dem Wirte begleiche. Dies tut Scacazzone auch in der Tat, und die Blinden können sich unbehelligt entfernen.

Auch bei dieser Version des ersten Motives fallen verschiedene Abweichungen und Veränderungen auf. Unter anderem bittet Scacazzone, der zu gleicher Zeit mit den Blinden in die Schenke eingetreten ist, den Gastwirt, diesen alles zu verabfolgen, was sie nur wünschen, eine Abänderung, die in gewisser Beziehung der Erzählung etwas

von ihrer Wirkung nimmt. Denn dadurch wird wohl zugleich bedingt, daß die Person des Wirtes, der sonst bei dem Streite der Bettler mit Worten oder Taten kräftig mitwirkt, um zu seinem Gelde zu gelangen, mehr in den Hintergrund geschoben wird. Ganz besonders auffallend aber ist der Schluß der Novelle. Während bei allen anderen Varianten, welche die erste Episode des Fabliaus behandeln, die beklagenswerten Blinden, jämmerlich zerschunden und zerschlagen ihrem Schicksale überlassen werden, tritt hier derjenige, welcher sie in ihre unangenehme Situation gebracht hat, für sie ein und erlöst sie aus ihrer Not und Bedrängnis, indem er ihre Schuld selbst begleicht.

Daß die dritte Novelle Sozzinis, wie Dunlop[1]) behauptet, eine Wiederholung der Novelle Nr. 140 Sacchettis ist, dürfte nicht richtig sein, da beide Erzählungen voneinander recht verschieden sind. Denn bei Sacchetti handelt es sich der Hauptsache nach um die Verteilung des von allen zusammengebettelten Geldes, während bei Sozzini der Zwist durch die Aufforderung, die Zeche zu bezahlen, hervorgerufen wird. Vermutlich hat auch dieser italienische Novellist seine dritte Novelle der Volksüberlieferung nacherzählt. Seine Erzählung ist dem Originale etwas treuer geblieben als die 140. Novelle Sacchettis.

γ) *Gonnella.*

In einer weiter veränderten Gestalt wird der Betrug an den drei Blinden auch dem in der italienischen Schwankliteratur recht bekannten Hofnarren Gonnella[2]) zugeschrieben. Die betreffende Darstellung ist zum ersten Male in den „Facecie del Gonnella composte per maestro Francesco

[1]) Vgl. Dunlop-Liebrecht, Op. cit. pag. 257.
[2]) S. über ihn Lappenberg, Op. cit. pag. 257—359.

dicto maestro Raynoldo da Mantua. Bologna per Justiniano da Rubiera. 1506". Dieses überaus seltene Werk, das in der Mitte des 16. Jahrhunderts noch zwei Neubearbeitungen erfuhr,[1]) besteht aus 29 achtzeiligen Stanzen, in denen von einzelnen Streichen Gonnellas Bericht erstattet wird. Die für diese Erörterungen in Betracht kommende Erzählung füllt die Stanzen 16—18 aus.[2])

Gonnella trifft in der Nähe einer Kirche drei Blinde. Er täuscht sie durch die Vorspiegelung, ihnen einen „testone" zu schenken, damit sie für ihn beten. Diese Münze sollen sie unter einander teilen. Als diese Teilung nach einiger Zeit vorgenommen werden soll, ist das Geldstück bei niemandem zu finden. Da jeder den anderen für unehrlich hält, so geraten sie in ein hitziges Wortgefecht, das schließlich in eine wüste Rauferei ausartet. Wären sie nicht von Vorübergehenden getrennt worden, so hätten sie sich ohne Zweifel totgeschlagen; in eine solche Raserei waren sie geraten.

Einige Jahrzehnte später wurde dieselbe Geschichte in die „Scelta di Facezie, Tratti, Buffonerie, Motti e Burle. Cavate da diversi Autori. Nuovamente racconcie, e messe insieme. In Firenze, appresso i Giunti. 1579." übernommen. Es ist dies ein Sammelwerk, das in Italien des öfteren unter etwas abweichendem Titel erschienen ist und Schwänke und Streiche in bunter Reihenfolge enthält.

Die Erzählung von den drei betrogenen Blinden ist hier nur in einfache Prosa übertragen worden, hat aber im übrigen keinerlei Veränderungen erfahren.

Ob diese Variante des ersten Motives mit einer der beiden zuletzt besprochenen Novellen in

---

[1]) Abdruck bei Lappenberg, Op. cit. pag. 426—434.

[2]) Ibid. pag. 430—431.

Zusammenhang zu bringen ist, scheint mehr als fraglich; denn es fehlen die typischen Erscheinungen, die bei Sacchetti und Sozzini ins Auge fallen, nämlich die eigentümliche Rolle des „quattrino“ bei ersterem und der unerwartete Ausgang des Streiches bei letzterem. Gegen eine solche Verwandtschaft würde auch die Tatsache sprechen, daß hier die Blinden gar kein Wirtshaus aufsuchen, um dort ihr vermeintliches Vermögen zu verzehren, sondern daß zwischen ihnen bereits auf der Straße ein Streit entsteht, als man den verhängnisvollen „testone“ teilen will. Es bleibt daher auch hier nur die Annahme übrig, daß „maestro Francesco“ diese Erzählung, die damals in einer mehr oder minder veränderten Form dem italienischen Volke geläufig war, der mündlichen Tradition entnommen hat und sie dann mit der Person Gonnellas verknüpfte.

δ) *L'Arcadia in Brenta.*

Ferner hat das Thema des ersten Teils unseres Fabliaus im 17. Jahrhundert in einem italienischen Werke eine Neubearbeitung erfahren, der „Arcadia in Brenta overo la Malanconia sbandita di Ginnesio Vacalerio etc. . .“, deren erste Ausgabe 1667 zu Colonia erschien.[1]) Der Verfasser ist der in der italienischen Literatur nicht unbekannte Giovanni Sagredo,[2]) der unter dem Pseudonym eines Ginnesio Gavardo Vacalerio, welche Bezeichnung ein Anagramm von Cavaliero Giovanni Sagredo bedeutet, schrieb. Die Erzählung befindet sich in der

---

[1]) Über die weiteren Ausgaben siehe Giambattista Marchesi „Per la storia della novella italiana nel sècolo XVII“. Roma 1897. pag. 72. Anm. 2. — Die hier benutzte Ausgabe ist: Bologna 1673.

[2]) Über den Verfasser und die Arkadia siehe besonders Marchesi, Op. cit. Cap. IV. pag. 67—98.



„giornata settima“[1]) und hat ungefähr folgenden Inhalt:

Ein durchtriebener Gauner lügt zwei Blinden vor, ihnen Geld zu schenken, worauf sich diese in eine Wirtschaft begeben, um es zu verbrauchen. Bei der Bezahlung geraten sie auf die bekannte Art und Weise ins Streiten und Schlagen, worin auch der Wirt verwickelt wird. Dieser läßt sie, als sie ihm zu zahlen versprochen haben, sobald sie Geld haben würden, gehen.

Abgesehen davon, daß die Zahl der Blinden nur 2 beträgt, weist das Geschichtchen mit der dritten Novelle Sozzinis eine leise Ähnlichkeit auf. Allerdings läßt sich daraus kaum folgern, daß Sagredo diese als Quelle benutzte; vielmehr kann man nur schließen, daß ihm der Schwank in einer der dritten Novelle ähnlichen Weise auf mündlichem Wege berichtet wurde.

Eine andere Anekdote, die von Sagredo in demselben Werk berichtet wird,[2]) hat zwar auch eine gewisse Ähnlichkeit mit dem ersten Motiv, doch läßt sich kaum auf eine Verwandtschaft mit ihm schließen. Es wird darin erzählt, wie mehrere junge Edelmänner zwei Blinde dadurch zu einer Schlägerei veranlassen, daß sich einer von ihnen zwischen sie setzt und, wie jene annehmen, sie um ihre Einkünfte bringt.

Diese beiden Erzählungen der „Arcadia in Brenta“ bilden in neuerer Zeit den Inhalt einer einzigen Novelle. Dieselbe wird in einer italienischen Novellensammlung, die eine Anzahl Geschichten verschiedener Autoren enthält,[3]) erzählt; sie ist von Giulio Bernhardino Tomitano verfaßt und an dessen Sohn Clementino gerichtet, weshalb sie einen ge-

---

[1]) Edit. cit. pag. 351.

[2]) Edit. cit. pag. 175—176.

[3]) „Novelle inedite“ Venezia, presso Giuseppe Orlandelli 1822. 2 Tomi.

wissen lehrhaften Charakter trägt.[1]) Über den Verfasser und seine Schriften macht der Herausgeber in dem Vorworte zu dem ersten Bande seiner Sammlung einige Mitteilungen. Er erwähnt,[2]) daß die von ihm gedruckte Novelle „Due ciechi e uno alluminato" einem „Codice del Seminario", in welchem die nicht herausgegebenen Novellen Tomitanos aufgezeichnet wären, entnommen ist. Sie zerfällt in drei Teile, die eigentlich gesonderte Erzählungen sind, in denen jedoch die Hauptpersonen dieselben bleiben.

In Venedig war bei einem Wollhändler seit einer Reihe von Jahren ein Aretiner namens Faccio Grigori d' Arezzo in Stellung, der sich durch seinen langen Aufenthalt mit der Eigenart und Sprache des Landes derart vertraut gemacht hatte, daß man ihn allgemein für einen Venezianer hielt. Er, dessen Äußeres schon einer gewissen Komik nicht entbehrte, war durch seine witzigen Streiche und tollen Einfälle in der ganzen Stadt bekannt. Als er eines Tages an der Bartholomäuskirche vorüberging, bemerkte er dort zwei Blinde, die unter wirr durcheinander gemurmelten Gebeten und halbunterdrückten Flüchen die Passanten um milde Gaben anbettelten. Stets zu lustigen Schwänken aufgelegt, näherte sich Faccio einem derselben und forderte ihn auf, die Hand auszustrecken, da er ihm etwas schenken wolle. Als der Blinde dies tat, trat er schnell hinter ihn, ergriff mit Gewalt seine Nase und zog daran solange, bis der Blinde trotz seines heftigen Sträubens, Schimpfens und Schreiens weiter mitkam. Dann machte sich der listige Aretiner eilends aus dem Staube. Der zweite Blinde fragte seinen Genossen nach der Ursache seines Lärmens. Allein dieser hielt in seiner Wut den anderen für den Missetäter und

[1]) Tom. I. pag. 45—54.

[2]) Ibid. pag. 6—7.

schlug ohne weiteres auf ihn los, bis sich beide unter dem Gelächter der Umstehenden im Schmutze der Straße wälzten. —

Des anderen Tages ersann Faccio einen neuen Streich an den unglücklichen Blinden. In ganz zerrissener und zerlumpter Kleidung setzte er sich mitten unter sie und stellte sich so, als wenn er ein Blinder wäre, indem er Gebete plärrte und oft recht demütig dankte, um den Anschein zu erwecken, als hätte er recht viele Gaben empfangen. Sogleich regte sich bei den beiden blinden Bettlern die Eifersucht um ihren Gewinn. Der eine machte dem vermeintlichen Schädiger mit bitteren Worten Vorstellungen, daß er ihnen das wenige Gute, das sie empfingen, raube, während der andere sich bemühte, die Vorübergehenden zu bewegen, ihm nichts zu geben. Dieses lose Spiel trieb der Aretiner zwei Tage hindurch, während welcher Zeit die Blinden nicht aufhörten, ihn zu schmähen und zu beschimpfen. Am dritten Tage aber wandte er sich zu einem anderen Schelmenstück. Er verstellte seine Sprache und gab sich den Blinden als Diener eines vornehmen Herrn aus, der eine Reise auf das Land unternehmen wolle. Er ließe ihnen einen Dukaten schenken. Sie sollten dafür beten, daß er die Reise wohlbehalten und gesund zu Ende führe. Dankbar versprachen sie, dies auszuführen; denn jeder von ihnen glaubte, daß der Gefährte das Geld habe. Die Geschichte nimmt den üblichen Verlauf. Am Abend begeben sich die beiden Blinden in eine Gastwirtschaft, wo sich auch der neugierige Faccio eingefunden hat, da er diesen Ort aus dem Gespräche der Blinden erfahren hat. Es kommt zu einer fürchterlichen Schlägerei zwischen dem Wirt und seinen beiden Gästen, so daß alles herumstehende Geschirr in Splitter und Scherben verwandelt wird. Doch auch den Urheber dieser verhängnisvollen Verwickelungen trifft die gerechte Strafe. Als er in einer Ecke ver-

borgen mit geheimer Freude der Rauferei zusieht, trifft ihn plötzlich mit voller Wucht ein heftiger Schlag, so daß er besinnungslos zu Boden stürzt.

Daß Tomitano wirklich diese Novelle aus den beiden Erzählungen der „Arcadia in Brenta“ zusammengestellt hat, beweisen die genauen Übereinstimmungen. Zunächst ist in allen drei Versionen die Anzahl der Blinden die gleiche, was gewiß kein bloßer Zufall ist. Sodann stimmt der zweite Teil der „Duo ciechi e uno alluminato“ mit der Anekdote aus der „giornata quarta“ vollständig überein. Allerdings entsteht hier keine Schlägerei; eine solche hat schon in dem ersten Teil der Novelle stattgefunden, die aller Wahrscheinlichkeit nach eine freie Erfindung des Verfassers ist. Der letzte Abschnitt der Novelle endlich ist eine genaue, wenn auch ziemlich erweiterte und mit einigen neuen Zügen ausgestattete Nachbildung der Erzählung aus der „giornata settima“. Ganz neu ist nur der Schluß; dieser ist wohl durch das didaktische Gepräge der Novelle bedingt worden. Denn die Lehre, die sich der junge Clementino Tomitano aus der ganzen Geschichte ziehen soll, ist kurz gesagt: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“.

Die Erzählung der „giornata settima“ allein hat am Ausgang des 18. Jahrhunderts eine französische Versbearbeitung des ersten Motivs hervorgebracht. In den „Contes en vers et quelques pièces fugitives“. Paris 1797, deren Verfasserschaft einem Abbé Bretin zugeschrieben wird,[1]) — der Name selbst wird in dem Buche nicht erwähnt — ist ein Gedicht abgedruckt, das „Les deux Aveugles“ betitelt ist.

Zwei Blinde, die sich durch Geigen und Singen ihren Unterhalt erwerben, geraten infolge des bekannten Betruges in einem Wirtshause zunächst zu bösen Worten und dann zu Schlägen, wobei sie alles, was unter ihre Hände gerät, in Stücke schlagen,

---

[1]) Vgl. Bédier. Op. cit. pag. 447.

bis sie endlich von den durch den Lärm herbeigelockten Nachbarn getrennt werden.

Bretin hat seine Vorlage wesentlich erweitert und mit Ausschmückungen versehen, wie es bei einer Darstellung in Versen natürlich ist. Die Abweichungen, die er sich dabei gestattete, sind jedoch nur von untergeordneter Bedeutung.

b) Französische Schwanksammlungen des 16. und 17. Jahrhunderts.

a) Die „Serées" des Guillaume Bouchet.

Nach einem langen Zeitraum von über 3 Jahrhunderten nach der mutmaßlichen Niederschrift der „Drei Blinden von Compiègne" taucht das erste Motiv wieder in einem Werke eines französischen Schriftstellers auf, den „Serées" des Guillaume Bouchet[1]). Die betreffende Stelle steht in der „serée" 19 (De la Vuë, des Yeux, des Aveugles, des Borgnes et des Louches).[2])

Ein Spaßmacher trifft eine Schar Blinder, die in geschlossener Gesellschaft ihres Weges ziehen. Er heuchelt, ihnen einen Taler zu geben, worauf die Bettler voll Freude sich in einem Gasthause einlogieren. Als sie dann auf ihrem Zimmer sind und der Taler bei niemandem vorhanden ist, hält einer den andern für einen Betrüger, und sie fangen an, sich mit ihren Knütteln fürchterlich zu prügeln. Als der Wirt den Lärm vernimmt, eilt er hinauf in das Zimmer der Blinden und sucht sie zu trennen, indem er mit kräftigen Hieben dazwischenfährt. Diese aber werden von den Blinden ebenso kräftig erwidert. Es erscheint noch die Frau des Wirts, und, als sie ihren Mann in Bedrängnis sieht, greift auch sie in

[1]) Neue Ausgaben von C. F. Roybet, Paris 1875. 6 Bände. — Zum ersten Mal erschienen sie in den Jahren 1584—1608.

[2]) Edit. cit. Bd. III. pag. 237.

das Handgemenge ein. — Hiermit bricht die Erzählung kurz ab, was jedenfalls in der Erörterung, die der Anekdote vorangeht, ihren Grund hat; in dieser wird nämlich erklärt, man dürfe einen Blinden nicht erzürnen, da er seinen Stock blindlings handhabe. Als Beweis hierfür folgt dann die soeben in knapper Form wiedergegebene Geschichte.

Die Erzählung zeigt eine nicht abzuleugnende Ähnlichkeit mit der 140. Novelle Sacchettis. Wie bei diesem, so stellt auch hier der Wirt den Blinden ein Zimmer des Oberstocks zur Verfügung. Desgleichen begibt er sich, als er Lärmen vernimmt, dort hinauf, um Ruhe zu stiften (montant là haut), wobei ihm etwas später seine Frau, wie in der italienischen Novelle, Hülfe leistet. Trotz alledem bleibt es zweifelhaft, ob Bouchet tatsächlich die 140. Novelle benutzt hat. Denn abgesehen von der Kürze seiner Erzählung, die durch den dargelegten Zweck derselben bedingt wurde, finden sich noch mancherlei Unterschiede. Vielleicht kannte er eine andere italienische Erzählung, die durch mündliche Umbildung aus der 140. Novelle Sacchettis entstanden war.

β) Die „Contes aux heures perdues d' Ouville".

Etwas später, in der Mitte des 17. Jahrhunderts, finden wir die betrogenen Blinden wiederum in einem französischen Werke mit folgendem Titel: „Les contes aux heures perdues d' Ouville ou le Recueil de tous les bons mots, etc. . . ." Paris 1643 —1644, Toussaint Quinet, 4 Teile.[1]) Der Verfasser ist ein gewisser Antoine le Métel Sieur d' Ouville,

[1]) Vgl. zu dem Folgenden: G. Brunet „L' élite des contes du Sieur d' Ouville réimprimée sur l'édition de Rouen 1680. Avec une préface et des notes". 2 tomes. Paris 1883. Avant-propos pag. I—VII., und P. Ristelhuber „L'élite des contes du Sieur d' Ouville avec introduction et notes". Introduction pag. I—XXXII. Paris 1876.



der Bruder des bekannten Boisrobert. Über sein Leben sind wenig zuverlässige Nachrichten vorhanden. Andererseits besteht die Vermutung, daß die „Contes aux heures perdues“ ein eigenes Produkt Boisroberts sind, das er nur unter dem Namen seines Bruders herausgab. Das Werk existiert nur noch in einem Exemplar, dessen einzelne Teile wieder in den verschiedenen Bibliotheken von Paris verstreut sind. Im Jahre 1680 erschien zu Rouen ein Auszug daraus unter der Bezeichnung „L'élite des contes du Sieur d' Ouville“, der später noch mehrere Male herausgegeben wurde.[1]) Hier ist die für diese Untersuchung in Betracht kommende Erzählung nicht aufgenommen, sondern sie ist nur in dem 1644 erschienenen zweiten Bande der „Contes aux heures perdues“ aufgezeichnet. Dieser befindet sich unter der Signatur n° 22219 in dem Besitze der „Bibliothèque Mazarine“. Von Seite 290, auf der die betreffende Anekdote steht, besitze ich eine Kopie, welche ich wegen der großen Seltenheit der „Contes d' Ouville“, wie ich sie aus Paris übermittelt erhalten habe, folgen lassen möchte.

D'un qui pour son plaisir fit entrebattre quatre Aveugles des Quinze-Vingt.

Dans la ville de Paris, un homme de bonne humeur, fit rencontre par la rüe de quatre des Quinze-Vingt: il lui prit envie de passer son temps aux dépends de ces pauvres aveugles, ausquels il dit, je viens de gagner un procès de conséquence, dont je suis si joyeux que voilà une pistole que je vous donne pour aller boire, ils remercièrent très humblement, et chacun d'eux croyant que cette pistole estait entre les mains d'un d'eux, ils ne s'enquirët d'autre chose que la où était bon vin.

[1]) La Haye 1703., Amsterdam 1732., und in neuerer Zeit die auf pag. 44 erwähnten Ausgaben.



Ils allèrent en un des meilleurs cabarets résolus de faire grande chère, et de manger la pistole sans en rien réserver: ils se firent donc tirer du meilleur, et y redoublent plusieurs fois, se font donner des viandes des plus exquises, desquels ils faisaient marché devant de peur que leur dépense excédast la pistole qu' ils croyoient avoir, et comme ils furent environ, à la fin, estans si saouls qu' ils n'en pouvaient plus voyant qu'ils auraient encore quelques vingt sols de reste, ils firent venir encore deux pintes de vin, avec lesquelles ils achevere͂t de s'achever. Comme on vint pour recevoir de l'argent ce fut la diablerie, l'un dit baille cette pistole, à qui parles tu dit celui-là? baille la toy mesme, de façon que ne se trouvant personne entr' eux qui confessast avoir la pistole, chacun d'eux creut que celuy qui l' avait la voulait desrober aux autres, ce qui les emporta aux paroles, des paroles aux injures, des injures aux coups, et comme ils estaient beaux garçons, ils s'accommodèrent de toutes pièces, l'hoste veut être payé, eux n'entendent point de raison, de façon qu'il y en eût quelqu'un d'eux qui eut la teste cassée, on meine les autres en prison, et l'hoste après pour être payé, je ne les suivis point pour sçavoir ce qui arriva de cette dispute.

Eine der zeitlich früheren Versionen hat d'Ouville sicherlich nicht gekannt, ebensowenig ist ein Zusammenhang mit dem Fabliau denkbar. Auch er wird wohl diese Erzählung nach einem mündlichen Bericht niedergeschrieben und in sein Sammelwerk aufgenommen haben. Die Anekdote selbst bringt einige neue Züge zum Vorschein. Die Zahl der Blinden[1]) ist um einen vermehrt. Der Mann „de bonne humeur", der den Bettlern aus Freude über einen wichtigen Prozeß, den er gewonnen hat, den schlimmen Streich spielt, kümmert sich im übrigen

---

[1]) Diese entstammen dem eigens für Blinde gegründeten Hospiz „Des Quinze-Vingts".

nicht weiter um die Blinden. Sonst verläuft das Abenteuer wie üblich. Nur der Schluß ist ein äußerst tragischer. Während der eine der Blinden mit zerschmettertem Kopfe liegen bleibt, werden die anderen ins Gefängnis abgeführt.

c) Der „Reysespiegel" oder „Peregrination des Anangkylomitens."

In der Mitte des 17. Jahrhunderts begegnet die erste Episode des Fabliaus in einer deutschen Reisebeschreibung,[1]) die im Jahre 1631 herausgegeben wurde. Die Geschichte[2]) ist nur in kurzen Umrissen erzählt.

Anangkylomitens trifft in Ulm fünf Blinde, die ihn anbetteln. Durch seinen Betrug veranlaßt, gehen sie in ein Wirtshaus und sehen dort, daß sie von jenem getäuscht worden sind. Weiteres wird nicht berichtet.

Wie der Verfasser in der Titelbezeichnung angibt, hat er das Werk aus einer lateinisch abgefaßten Schrift, die ihrerseits wieder auf ein französisches Werk zurückging, ins Deutsche übersetzt. Welche diese beiden Vorlagen sind, ist leider nicht bekannt. Aber auch wenn sie wirklich vorlägen, würden sie kaum von Nutzen sein, etwas über die Quelle, aus

---

[1]) Das Buch, welches eine Unmenge äußerst knapp erzählter Anekdoten enthält, hat folgenden originellen Titel: „Peregrination oder Reyse-spiegel aus Anangkylomitens eines zwar weit / aber nicht gar wol und nützlich gewanderten / grob- und unhöflichen vermeinten Cavalliers oder Alamode-Monsieur aus Frankreich in Teutschland gethanen / und hiervor aus Französischem in Latein Jetzt aber in hochteutsche Mutter Sprach übersetzter / auch zulesen lustig und nützlichen Reise Beschreibung Allen discreten / Politisch- und höfflichen Kavallieren zu Gedächtnis und Ehren grob- unhöfflichen Gesellen aber zu Verweiß-Nachrichtung und Beyspiel new polieret ufgestellet / von Urban Politico zu Civilhausen / Leipzig 1631.

[2]) Op. cit. pag. 123.

der die Anekdote entnommen ist, in Erfahrung zu bringen; denn die Erzählung hat einen zu geringen Umfang, um zu einer etwaigen Vergleichung herangezogen werden zu können.

d) Die Novellen des Imbert.

Eine direkte Entlehnung aus dem Fabliau selbst läßt sich nur bei *einer* Bearbeitung des ersten Motivs mit voller Sicherheit feststellen. Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts wird der Schwank von den betrogenen Blinden in einer Reimnovelle durch Barthélemy Imbert erzählt.[1]) Sie ist „Les trois Aveugles" überschrieben und ist unmittelbar aus der französischen Dichtung geschöpft. In der Vorrede zu der Novellensammlung,[2]) spricht nämlich der Autor über die Quellen, die er zu seinen „contes" verwandt hat, und erwähnt bei dieser Gelegenheit auch einen „Recueil de Fabliaux", worunter die von Barbazan im Jahre 1756 besorgte Sammlung zu verstehen ist, welche ihm die Materie zu seinen „Trois Aveugles" zugänglich machte. „C'est dans la même source que j'ai pris l'idée du „Jugement du loup" et des „Trois Aveugles". Trotz des direkten Zusammenhanges mit dem Fabliau finden sich dennoch in der Umarbeitung Imberts einige nicht unauffällige Abweichungen, die bereits Leclerc[3]) zur Sprache bringt. Die Person, welche den Betrug an den Blinden ausführt, gehört nicht dem geistlichen Stande an, sondern wird nur mit „un homme en train de rire" bezeichnet. Die Handlung verläuft wie in den „Trois Aveugles de Compiègne" mit einer ziemlich breiten Schilderung

[1]) „Historiettes ou Nouvelles en vers" par Barthélemy Imbert. Seconde édition. Amsterdam — Paris 1774. Livre second. Conte VIII. pag. 79ff.

[2]) Op. cit. pag. VI und VII.

[3]) „Histoire littéraire de la France". Tome XXIII. Paris 1854. pag. 139.

des Gastmahls der Blinden. Erstaunlich ist schon die Tatsache, daß Imbert nur den ersten Teil des Fabliaus behandelt hat, noch sonderbarer aber ist das Ende seiner Novelle. Als die Blinden hart aneinander geraten, da tritt der Betrüger hervor und zahlt die ganze Zeche, aus Furcht, es möchte sein Scherz einen schlimmen Ausgang nehmen.

„Il paya sans regret, et la pièce finie,
Il trouva que l'argent donné
Ne valoit pas la comédie."

Ist dieser Schluß nun eine eigene Erfindung Imberts? Ich glaube diese Frage verneinen zu müssen. Es läßt sich wohl ziemlich sicher annehmen, daß er die dritte Novelle Sozzinis[1]) gekannt hat und diese bei der Verarbeitung des ersten Motivs unseres Fabliaus berücksichtigte. Denn bekanntlich ist dort das Ende der Erzählung genau das gleiche. Hierdurch würde auch gleichzeitig der Umstand genügende Erklärung finden, daß Imbert sich auf den ersten Teil der „Trois Aveugles de Compiègne" allein beschränkt hat, da ja durch diesen Schluß die Erzählung einen befriedigenden Abschluß erhielt.

4.

Verwandte Stoffe, die das zweite Motiv behandeln.

Am zahlreichsten sind die Varianten des zweiten Motivs der „Trois Aveugles de Compiègne". Man kann sie in zwei Klassen trennen. In der einen wird statt der Person des Geistlichen ein Arzt oder

[1]) Vgl. pag. 34—36.

eine dem ärztlichen Berufe nahestehende Persönlichkeit eingeführt, die den betrogenen Gläubiger als angeblichen Kranken von einem ihm angedichteten Gebrechen, sei es eine Geisteskrankheit oder ein anderes, körperliches Leiden, heilen soll. In der anderen jedoch ist die Person des Pfarrers geblieben, der mit den Mitteln der Kirche den bösen Geist aus dem vermeintlichen Besessenen austreiben oder dem geprellten Gläubiger die Beichte abnehmen soll, da dieser angeblich diese kirchliche Pflicht seit langem vernachlässigt habe. In der letzten der beiden Unterabteilungen der zweiten Klasse wird das Motiv der Beichte in einer Erzählung wiedergegeben, die meistens aus drei miteinander zusammenhängenden Streichen besteht, welche von der gleichen Anzahl Genossen ausgeführt werden. Eine Sonderstellung nimmt eine in den „Porrettane" des Sabadino degli Arienti mitgeteilte Geschichte ein, die sowohl die Heilung als auch die Beichte des unglücklichen Gläubigers enthält, weshalb sie hier zunächst folgen möge, wenn sie auch zeitlich nicht die erste Version ist.

a) Die „Porrettane" des Sabadino degli Arienti.

Die „Porrettane" betitelte Novellensammlung des bolognesischen Dichters und Schriftstellers Sabadino degli Arienti[1]) wurde im Jahre 1478 verfaßt und 1483 zum ersten Male gedruckt herausgegeben. Die Beziehung zu dem zweiten Motiv des Fabliaus ist in der 19. Novelle enthalten, die nachstehende Überschrift trägt: Pirone dal Farnetto vende uno carro di legne, il quale volendo i denari è menato

[1]) Über den Dichter und seine Werke siehe besonders Siegfried von Arx „Giovanni Sabadino degli Arienti und seine Porrettane". Diss. von Freiburg i. d. Schw., gedr. in Erlangen 1909.



ad confessare e puoi cavatogli sangue.[1]) Ihr Inhalt ist kurz folgender:

Ein Jüngling namens Carletto erhält von seiner Mutter eine Geldsumme, um dafür auf dem Markte einen Wagen Holz zu kaufen. Unterwegs aber treffen ihn seine Kameraden, die ihn verlocken, auf einem öffentlichen Spielplatze sein Glück im Spiel su versuchen. Dort verliert Carletto das ganze Geld und befindet sich nun in arger Verlegenheit, wie er sich das Holz beschaffen soll, da auch seine Gefährten ihm nichts borgen wollen. Nichtsdestoweniger begibt er sich schließlich auf den Markt. Dort findet er einen Bauer, Pirone dal Farnetto, der Holz feil hält. Nach kurzer Zeit wird er mit ihm einig. Der Bauer bringt das Holz nach seiner Wohnung und lädt es dort ab. Nachdem dies geschehn, fordert Carletto ihn auf, ihm nach dem Kloster San Salvatore zu folgen, wo er sein Geld erhalten soll. Dort angekommen ruft sich der witzige junge Mann einen Klosterbruder heraus, nimmt ihn beiseite und bittet ihn mit leiser Stimme, dem Bauer, der hinter ihm stehe, die Beichte abzunehmen, da er schon seit sehr langer Zeit nicht mehr Buße getan habe. Als der Pater sich dazu bereit erklärt, bittet er Pirone, dem Mönch in seine Zelle zu folgen, wo ihm dieser das schuldige Geld auszahlen werde. Nach langem Hin- und Herreden klärt sich hier der Betrug auf, dem der ahnungslose, biedere Landmann zum Opfer gefallen ist, und der Klosterbruder entläßt den enttäuschten Pirone mit dem guten Rat, er solle den Betrüger in den Straßen der Stadt aufsuchen. Und wirklich trifft ihn der Bauer auch. Allein Carletto ist schnell gefaßt. Indem er heuchlerisch über den treulosen Mönch schimpft, führt er den Bauer zu einem Arzte, Maestro Antonio di Simone. Dieser, so

[1]) In der hier benutzten Ausgabe, Venedig 1531, Blatt 42—44.



sagt er, würde ihm sicher das Geld auszahlen, da er ihm selbst noch eine kleine Summe schulde. Der einfältige Pirone denkt an nichts Schlimmes und folgt ihm wirklich nach. Wie im Kloster den Mönch, so zieht Carletto auch den Chirurgen beiseite und flüstert ihm zu, er bringe ihm einen Mann, der oft wirres und ungereimtes Zeug schwatze und in seinem Wahnzustande besonders Geld für eine Fuhre Holz verlange. Um ihn wieder zur Vernunft zu bringen, möge er ihm doch etwas Blut abzapfen; er würde es ihm reichlich lohnen. Wie gesagt, so geschehn. Trotz seines heftigen Sträubens und Wehrens wird der arme Bauer zur Ader gelassen. Alle Ausreden, die er vorbringt, um den unbarmherzigen Händen des Maestro Antonio und seiner Gehülfen zu entrinnen, bestärken nur noch die Meinung, daß man es mit einem Verrückten zu tun habe. Endlich wird er frei gelassen, nachdem man ihn um eine beträchtliche Menge Blut erleichtert hat. Sein Mißgeschick verwünschend, aber dennoch froh, den furchtbaren Qualen entgangen zu sein, verläßt er eiligst die Stadt.

Den Stoff zu dieser Novelle hat Sabadino degli Arienti keiner schriftlichen Quelle, sondern der mündlichen Tradition entnommen; denn „in traditionellen Novellen benutzt Arienti stets die mündliche Überlieferung“.[1] Der erste Teil der 19. Novelle enthält das Motiv der Beichte, das ohne Zweifel durch die mündliche Tradition in dieser Weise aus dem zweiten Motiv der „Trois Aveugles“ entstand. Der zweite Teil, der die groteske Heilung des Gläubigers schildert, stellt die vollständige Entwicklung des zweiten Motivs der altfranzösischen Erzählung dar, die nur bei dem bolognesischen Novellisten zum Ausdrucke kommt. Welche Einflüsse haben also Sabadino degli Arienti zu dieser Erweiterung der 19. Novelle veranlaßt? Bei der Forschung nach

[1]) Siegfried von Arx, Op. cit. pag. 162.



der Quelle des altfranzösischen Gedichts wurde eine Erzählung aus den Märchen von „Tausend und eine Nacht“ [1]) erwähnt, von welcher angenommen wurde, daß sie und der zweite Teil des Fabliaus auf denselben Ursprung zurückgingen. Wie erinnerlich, wird in ihr auch eine derartige Heilung zur Ausführung gebracht, die ebenfalls in einer Barbierstube vorsichgeht, welche Arienti durch das Gewerbe seines Vaters recht vertraut war. Da nun diese Märchen sich bald großer Beliebtheit erfreuten und demnach schnelle Verbreitung fanden, so wäre die Behauptung vielleicht nicht allzu kühn, daß Sabadino degli Arienti die Erzählung der 441. Nacht desgleichen durch mündliche Überlieferung erfuhr und sie mit der Tradition aus dem Schluß des Fabliaus in der 19. Novelle zu einem einheitlichen Ganzen verband.

b) Varianten, in denen eine Heilung des Gläubigers durch einen Arzt oder eine ähnliche Person stattfindet.

Im Anschluß an die anläßlich der „Porrettane“ dargelegten Erörterungen sollen jetzt diejenigen verwandten Erzählungen folgen, in denen eine Heilung des hintergangenen Gläubigers durch einen Arzt oder eine ähnliche Persönlichkeit vollführt wird.

α) „Der Pfaffe Amis.“

Eine solche befindet sich zum ersten Male in der bekannten Dichtung des Stricker „Der Pfaffe Amis“,[2]) wo sie in der letzten Erzählung von dem

---

[1]) Vgl. pag. 15—19.

[2]) Kritische Textausgabe von Hans Lambel in „Deutsche Klassiker des Mittelalters“. VII. Band. „Erzählungen und Schwänke“. Leipzig 1872. — Georg Friedrich Beneke „Beiträge zur Kenntnis der altdeutschen Sprache und Literatur“. II. Göttingen 1832. — S. Berlitt „Die Streiche des Pfaffen Amis. Frei nach dem Mittelhochdeutschen des Stricker“. Leipzig 1851.

Juwelenhändler berichtet wird.[1]) Die Entstehung dieses Werkes setzt man ungefähr auf das Jahr 1220 fest.

Dem Pfaffen Amis läßt daheim in England seine Abenteuerlust keine Ruhe. Daher wählt er flugs eine Verkleidung als Handelsmann und reist nach der Hauptstadt Griechenlands. Dort nimmt er in einer Herberge Wohnung, in die er außer seinen Bediensteten niemand hineinläßt, um sein Tun und Treiben besser verschleiern zu können. Auf seinen Erkundigungsgängen in der Stadt kommt er auch zu dem Laden eines Juwelenhändlers. Diesen beschließt er zu betrügen. Er tritt zu ihm herein und läßt sich eine Menge kostbarer Edelsteine vorlegen, über die er zu feilschen beginnt. Obwohl der Juwelier anfänglich mißtrauisch ist, so werden doch beide über den Handel einig, und der Pfaffe befiehlt seinen Dienern, die Steine fortzuschaffen. Diesem Vorhaben widersetzt sich zunächst der Juwelenhändler, da er sie noch nicht bezahlt erhalten habe. Allein der schlaue Amis weiß all seine Bedenken zu zerstreuen und bringt ihn sogar so weit, daß er ihn in die Herberge begleitet, wo er angeblich sein Geld erhalten soll. Zu seinem großen Erstaunen aber wird er dort gefesselt und geknebelt. Während die Diener alles zur Abreise bereit machen, sucht Amis einen Arzt auf und bittet ihn, mit ihm mitzukommen, um seinen armen Vater zu heilen, der schon seit zwei Jahren krank wäre. Vom Morgen bis zum Abend rufe er nur immer: „Herr, bezahlet mir mein Geld", und behaupte außerdem, hier in der Stadt ein Haus zu besitzen. Um größeres Unheil zu verhüten, habe er ihn augenblicklich in Fesseln gelegt. Der Arzt aber ersucht den Pfaffen, den Kranken zu ihm zu schaffen. Dies geschieht, und der unglückliche Kaufmann wird seiner Fesseln und des Knebels

[1]) Berlitt, Op. cit. pag. 101—122.

entledigt. Wie der listige Amis vorausgesagt, fängt er auch sofort an in ähnlichen Worten sein Leid zu klagen. Als der Arzt seine Reden vernimmt, verspricht er Amis, ihm seinen „Vater" zu heilen, verlangt aber sein Honorar im Voraus. Der Pfaffe jedoch vertröstet ihn mit geschickten Ausflüchten, kehrt in seine Herberge zurück und verläßt in Eile die Stadt.

Inzwischen hat der Arzt mit seiner Kur begonnen. Er setzt den Juwelier zunächst in ein heißes Bad und schert ihm dann die Haare, trotzdem er ihm Geld bietet, wenn er ihn losließe. Vergebens fleht er ihn auch an, zu seinen Freunden Boten senden zu dürfen, und als er dann von neuem in derselben Art zu klagen beginnt, will der Arzt seine Behandlung fortsetzen. In seiner Herzensangst erklärt jetzt der Juwelenhändler, vollständig gesund zu sein und nach seinem „Sohne" schicken zu wollen, damit der Arzt sein Honorar erhalte. Doch der zu diesem Zweck abgesandte Bote kehrt mit der Nachricht zurück, daß dieser abgereist sei. Als, hierüber wütend, der Arzt den Juwelier weiter quälen will, erbietet sich dieser, das Geld selbst zu bezahlen. Daher läßt er seine Frau holen, die auch bald erscheint, aber anfangs mit ihrem arg entstellten Mann wenig Mitleid an den Tag legt. Schließlich erhält der Arzt sein Geld, und der Juwelier muß, um frei zu kommen, wohl oder übel seinen doppelten Verlust tragen.

„Die letzte Erzählung von dem Juwelenhändler geht auf den zweiten Teil eines altfranzösischen Fabliaus von Courtebarbe zurück: „Les trois aveugles de Compiègne"," meint Lambel.[1]) Daß eine gewisse Beziehung zwischen dem letzten Abenteuer des Pfaffen Amis und dem Fabliau besteht, läßt sich allerdings nicht ableugnen. Allein ein direkter Zusammenhang beider erscheint ziem-

[1]) Op. cit. pag. 14.

lich ausgeschlossen; denn die 12. Erzählung des mittelhochdeutschen Werkes zeigt vor allem die bereits hervorgehobene Abänderung, nämlich die Heilung des Gläubigers durch einen Arzt. Hätte der Stricker in der Tat das Fabliau von den drei Blinden als Quelle für den letzten Streich des Pfaffen benutzt, so wäre diese Abänderung bei einem so geschickten Dichter, wie er es war, kaum verständlich; denn er würde die Komik des Schwankes in keiner Weise beeinträchtigt haben, wenn er einen Geistlichen zur Ausführung seines Betruges beibehalten hätte. Da dem aber nicht so ist, so bleibt nur übrig anzunehmen, daß der deutsche Dichter eine andere Vorlage für das letzte Abenteuer verwandte. Aller Wahrscheinlichkeit nach könnte nur eine orientalische Version in Betracht kommen, da bekanntlich die meisten Novellen des Mittelalters auf Stoffe aus dem Orient zurückgehen. So hat auch der Stricker andere Streiche des Pfaffen Amis orientalischen Werken entnommen. Z. B. gibt Zipperling[1]) an, daß die vierte Erzählung wahrscheinlich einer indischen Sammlung entnommen ist, wie aus dem dargestellten Stammbaum ersichtlich ist. Daher könnte ein Vergleich mit der oben besprochenen Erzählung aus „Tausend und eine Nacht“[2]) zu einem gewissen Ergebnis, wenn man überhaupt von einem solchen sprechen darf, führen. Wie das alte Weib in dem Märchen, verkleidet sich auch der listige Pfaffe, um seine bösen Streiche auszuführen. Desgleichen ist die ganze Art und Weise, wie die „Heilung“ des unglücklichen Gläubigers vorsichgeht, in beiden Erzählungen recht ähnlich. Auffallend ist weiter, daß beide Betrüger ihr Opfer als einen ihrer nächsten Verwandten bezeichnen, indem die alte Dalila den jungen Eseltreiber für ihren Sohn ausgibt und Amis den Goldarbeiter seinen Vater nennt. Auf die, dem

[1]) Op. cit. pag. 49.
[2]) Vergl. pag. 15—19.

gegenüberstehende Verschiedenheit der in den Schwänken mitwirkenden Personen und des Schuldobjekts braucht man nicht so viel Gewicht zu legen, da solche Änderungen in fast allen Versionen auftreten. Daß jedoch der Stricker die Märchen aus „Tausend und eine Nacht" direkt benutzt hat, ist schon zeitlich unmöglich. Wie aber früher angenommen wurde, geht die Erzählung der 441. Nacht vielleicht auf eine der Nachwelt leider verlorene, morgenländische Erzählung zurück. Wäre es also ausgeschlossen, daß der Dichter der Schelmenstreiche des Pfaffen Amis dieselbe Fassung zu dem 12. Abenteuer verwertete, die er in seinem schöpferischen Geiste freier und ausführlicher bearbeitete?

β) Die „Histoire générale des larrons".

In einer französischen Sammlung des 17. Jahrhunderts, die Streiche und Schwänke aller Art enthält, finden wir das zweite Motiv wieder, in der ebenfalls eine Heilung durch einen Arzt stattfindet. Das eigenartige Werk zerfällt in drei Teile, von denen der erste den Titel „Histoire générale des larrons" trägt, während die beiden anderen mit „Inventaire générale des larrons" bezeichnet werden. Als Verfasser des ersten Bandes, der zuerst 1625[1]) zu Paris erschien, wird ein „Sieur d'Aubrincourt, gentilhomme angevin" genannt. Der zweite und dritte Teil, der von einem gewissen F. D. C. Lyonnois verfaßt ist, folgten jedenfalls recht schnell, so daß man von 1636[2]) bis 1709 sieben vollständige Ausgaben zählen kann.[3]) In dem ersten

---

[1]) Brunet „L'élite des contes du Sieur d'Ouville". Paris 1883. pag. 306—307; dg. Eugène Despois et Paul Mesnard „Œuvres de Molière". Nouvelle édition. t. VII[e]. Paris 1882. pag. 220. Anm. „1628".

[2]) Bei Brunet, Op. cit. pag. 306—307. irrtümlich „1639".

[3]) Die hier benutzte Ausgabe ist: Rouen 1636.

Teile dieser „Histoire des larrons“ [1]) ist mit nachstehender Überschrift folgender Gaunerstreich erzählt: De la plaisante tragédie jouée par deux voleurs chez un drapier de la rue Saint-Honoré.

Zu Paris in der Straße Saint-Honoré wohnte ein jung verheirateter Kaufmann, der in seinem Laden nur einen einzigen Gehülfen beschäftigte und wegen einer Erbschaftsregulierung des öfteren von Hause fort war. Dies wußten zwei schlaue Gesellen und beschlossen, ihm einen Streich zu spielen. Als der Tuchhändler und seine Frau wieder einmal nicht anwesend waren, begab sich der eine dieser Spießgesellen zu einem Chirurgen. Diesem teilte er mit, daß er ihm einen jungen Mann herbeiführen werde, den er zu sich in sein Zimmer nehmen möge, da er ihm eine geheime Krankheit mitzuteilen habe. Anfangs würde es allerdings einige Schwierigkeiten machen, ihn zu der Offenbarung seines Leidens zu bewegen, da es ein solches sei, das man nicht gern anderen Leuten verrate. Der Arzt versprach, alles zu voller Zufriedenheit auszuführen und den Kranken zu heilen. Hierauf begab sich der Gauner zu seinem Genossen zurück. Am nächsten Morgen gingen beide zu dem besagten Laden, wo sie den Gehülfen allein vorzufinden hofften, den sie für weniger vorsichtig als den Kaufmann selbst und seine Frau hielten. Einer von ihnen trat hinein; doch zum Unglück erschien die Gattin des Kaufmanns, als er sich gerade einige Waren von dem Gehülfen hatte vorlegen lassen. Allein der Gauner ließ sich keineswegs verblüffen. Schnell wählte er ein ganzes Stück feinsten Stoffes aus und erklärte, es für seinen Herrn, einen bekannten Arzt aus der Rue Montmartre holen zu wollen. Leichtgläubig traute die Kaufmannsfrau seinen Worten und schickte den Gehülfen mit ihm, um das Geld für die Ware in Empfang zu nehmen. Auf dem Wege trafen sie

---

[1]) Edit. cit. pag. 20 ff.

wie durch Zufall den anderen Dieb, der durch einige schlaue Redensarten das etwa noch vorhandene Mißtrauen des Gehülfen zerstreute. Endlich gelangten beide bei dem Arzt an. Der Betrüger bat ihn, den jungen Mann in sein Zimmer zu nehmen und ihn zufrieden zu stellen. Der Gehülfe folgte also dem Chirurgen nach, nachdem er zuvor den Ballen Tuch zurückgelassen hatte. Schnell ergriff diesen der Dieb und machte sich schleunigst auf und davon. In dem Zimmer des Arztes aber kamen die beiden erst nach langen Vorstellungen, Auseinandersetzungen und Drohungen zu der betrübenden Gewißheit, daß sie schmählich gefoppt worden waren.

Wie der Verfasser vorausschickt, hat die soeben wiedergegebene Erzählung, in der durch die „geheime Krankheit" des jungen Mannes das Komische eine geschickte Steigerung erhält, einen wirklichen Vorfall zum Untergrunde, für den er sogar ein genaues Datum angibt, indem er beginnt: „Sur la fin du Juillet, de l'an mil six cens onze etc. . . . . ." Demnach könnte man an eine Beziehung zu unserem Fabliau oder einer der zeitlich früheren Versionen kaum denken. Diese Annahme liegt auch nicht vollkommen außerhalb des Bereiches der Möglichkeit, da es „eine bekannte Tatsache ist, daß gleiche Motive unabhängig von einander und durch Zeit und Raum getrennt aus der schöpferischen Volksphantasie hervorgehen können".[1]) Andererseits aber wäre noch etwas anderes denkbar, das vielleicht mehr wahrscheinlich ist. Zu der angegebenen Zeit kann ein kühner Streich zweier Diebe die ganze Bevölkerung von Paris in Aufregung versetzt haben, so daß er sich schnell von Mund zu Mund verbreitete. Natürlich blieben ihm dabei Erweiterungen und Ausschmückungen nicht erspart. So wäre es möglich, daß er mit einer der Versionen, welche die Idee einer Heilung durch einen Arzt enthalten, in Zu-

[1]) Zipperling, Op. cit. pag. 48.

sammenhang gebracht wurde. Welche diese war, wird sich allerdings schwer erweisen lassen. Auf diese Weise wäre durch eine nicht ungeschickte Vermischung von Wirklichkeit mit dem zweiten Motiv, das vermutlich durch mündliche Überlieferung bekannt war, die lustige Geschichte entstanden, die der Verfasser dem Volksmunde entnahm und seinem Sammelwerk einverleibte, in der Meinung, ein wirkliches Begebnis aufzuzeichnen.

Dieselbe Anekdote aus der „Histoire des larrons" hat die Grundidee zu einem kleinen dramatischen Werke gegeben. Im Jahre 1661 erschien eine „Farce", die von einem gewissen Chevalier, einem Schauspieler des Théatre Marais, verfaßt und, wie folgt, überschrieben war: „La désolation des filous sur la défense des armes,[1]) ou les malades qui se portent bien."[2])

Ein Ritter hat für seine Maîtresse Geld nötig. Daher schickt er seinen Diener, Guillot, aus, um einen kostbaren Ring zu versetzen. Unterwegs trifft dieser einen Gauner, der sich erbietet, ihm zu helfen. Er nimmt ihm den Diamantring ab und übergibt ihn einem seiner Genossen, der als Arzt verkleidet ist, und bedeutet ihn, sich an diesen zu wenden; er werde ihn zufriedenstellen. Allein der zweite Gauner erklärt, den Ring für die Heilung Guillots erhalten zu haben. Mit dieser will er dann auch sofort beginnen, indem er eine Anzahl Apotheker herbeiruft, die mit Klistierspritzen in der Hand drohend und unheimlich herbeieilen. Geängstigt und betrogen kehrt der Diener zu seinem Herrn zurück, mit dem er sich noch einer peinlichen Auseinandersetzung zu unterziehen hat. —

[1]) Dieser Teil des Titels bezieht sich auf ein in damaliger Zeit erlassenes Waffenverbot.

[2]) Der Erstlingsdruck ist äußerst selten; eine teilweise Wiedergabe findet sich bei Victor Fournel „Les contemporains de Molière". Paris 1875. Bd. III. pag. 177—188.

Dies ist in wenigen Worten der Inhalt der Farce. Wie schon bemerkt, ist der Grundgedanke derselbe wie in der „Histoire générale des larrons". Natürlich hat die ganze Umkleidung des Schwankes bedeutende Veränderungen und Erweiterungen erfahren, wie sie für eine Darstellung auf der Bühne notwendigerweise immer eintreten müssen. —

Einige Jahre später hat mit höchster Wahrscheinlichkeit Molière das kleine Lustspiel Chevaliers in seiner Komödie „Monsieur de Pourceaugnac" verwertet, die ihre erste Aufführung in dem Jahre 1669 erlebte.

Zur Entstehungsgeschichte, über Wert und Bedeutung des „Monsieur de Pourceaugnac" vgl. außer anderen Werken besonders folgende: Wilke „Ce que doit Molière aux anciens poètes français" in „Schulnachrichten des Evangelischen Städtischen Gymnasiums zu Lauban". Daselbst 1880, bes. pag. 14—16. — Mahrenholtz „Molières Leben und seine Werke". Heilbronn 1881 (Französische Studien Bd. II.) — Lotheissen „Molière, sein Leben und seine Werke". Frankfurt a. M. 1880. — Laun „Molières Werke". Bd. XI. Leipzig—Paris 1878, hauptsächlich pag. 77—82. — Moland „Œuvres complètes de Molière", tome V^{e}, namentlich pag. 423—424. — Despois-Mesnard „Œuvres de Molière" (Hachette „Les grands écrivains de la France".) t. VIIe, bes. pag. 220—221. Ferner die Monatsschrift „Le Molièriste". Paris 1879, Augustheft. — H. Schneegans „Molière". Berlin 1902. pag. 193—199. — E. Rigal „Molière". Paris 1908. 2 Bde., Bd. II. Chap. VII. pag. 174—183. — M. J. Wolff „Molière, der Dichter und sein Werk". München 1910, bes. pag. 503—511.

Der „Monsieur de Pourceaugnac" ist in fast alle Sprachen Europas übersetzt worden.[1]) Eine

[1]) Nachweise bei P. Lacroix „Bibliographie Moliéresque". Paris 1875. 2. Aufl.

ziemlich genaue Nachbildung des Stückes kombiniert mit dem „Malade imaginaire“ lieferte Kotzebue in seiner Posse „Rochus Pumpernickel“,[1]) die jedoch in keiner Hinsicht dem Molièreschen Stücke ebenbürtig ist. Eine bedeutend freiere Nachahmung, die aber ebenso wertlos ist, bot derselbe Dichter in seinem „Pachter Feldkümmel von Tippelskirch“, der in dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts noch recht häufig zur Aufführung gelangte.[2]) —

Die Beziehung zu der Farce Chevaliers ist in dem ersten Akt enthalten.

Julie soll wider ihren Willen den Herrn von Pourceaugnac heiraten. Dies aber will sie und ihr Geliebter Eraste mit aller Macht vereiteln. Daher hat dieser mit seinem Diener Sbrigani, dem „homme d'intrigue“ des Stückes, und der „femme d'intrigue“ Nérine einen schlauen Plan entworfen, durch den der limousinische Edelmann von der Heirat abgeschreckt werden soll. Das erste Mittel hierzu ist eine unfreiwillige Heilung. Als der Herr von Pourceaugnac in Paris anlangt, weiß ihn der listige Sbrigani mit seinen heuchlerischen Worten zu umstricken, so daß der harmlose Provinzler sofort volles Vertrauen zu ihm faßt. Bald gesellt sich auch Eraste zu ihnen beiden. Voll Verstellung begrüßt er den Edelmann als einen alten lieben Bekannten, über dessen Wiedersehn er höchst erfreut ist, was jenen anfangs in ein nicht geringes Erstaunen versetzt, da er sich seiner nicht erinnern kann. Als aber Eraste mit schlauen Redensarten ihm über seine Verwandtschaft und seine äußeren Lebensumstände Auskunft gibt, welche Kenntnis er, ohne daß der andere es merkt, aus ihm selbst

---

[1]) Vgl. Herrig „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen“. Bd. 62. Braunschweig 1879. pag. 235—236.

[2]) Vgl. Schweitzers „Molière-Museum“. Heft III. Wiesbaden 1881. pag. 105. Anm. 2. u. Herrig „Archiv“. Bd. 62. pag. 121—122.

herauszieht, glaubt endlich das arglose Opfer selbst an die vorgespiegelte Freundschaft und läßt sich nach kurzem Zögern dazu bewegen, in dem Hause des Eraste Wohnung zu nehmen. Daher macht der Edelmann sich mit Sbrigani auf, um sein Reisegepäck zu holen. Während dieser Zeit eilt Eraste zu einem Arzte. Schon lange vor der Ankunft des Herrn von Pourceaugnac hat er diesen benachrichtigt, daß er ihm einen geistesgestörten Verwandten zuführen werde, um ihn von seinem bösen Leiden zu befreien. Er setzt ihn also jetzt in Kenntnis, daß der besagte erscheinen werde. Nicht lange dauert es, so tritt der Herr von Pourceaugnac herein, da er in dem Glauben ist, in das Haus des gastfreundlichen Eraste zu kommen. Eraste selbst entschuldigt sich mit einer dringenden Angelegenheit und überläßt ihn der Fürsorge des Arztes, den der gute Limousiner anfänglich für den „Maître d'hôtel" hält. Allein bald soll er eines anderen belehrt werden. Zu dem ersten Arzte gesellt sich noch ein zweiter. Beide nehmen den Herrn von Pourceaugnac in ihre Mitte und unterwerfen ihn einem genauen, ärztlichen Verhör. Zunächst läßt der gutmütige Landedelmann dies alles ruhig über sich ergehen, obwohl er über das Gebahren der beiden maßlos erstaunt ist. Als aber die Unterredung bereits eine volle Stunde gedauert hat, reißt ihm plötzlich die Geduld. Zornig springt er auf und ersucht mit erregten Worten um Aufklärung über dieses sonderbare Benehmen. Die Ärzte aber halten seine Reden für Äußerungen seines zerrütteten Geisteszustandes und wollen deshalb sogleich mit seiner Heilung beginnen. Auf ihren Wink erscheint zunächst ein Apotheker, der eine Klistierspritze in der Hand hält und sie dem Herrn von Pourceaugnac anbietet, damit er seine Gesundheit wieder erlange. Nach kurzer Zeit folgen zwei groteske Ärzte und eine Menge „matassins", die gleichfalls mit derartigen Instrumenten versehen sind und bis zum

Fallen des Vorhangs einen wilden Reigen um den vollständig fassungslosen Edelmann aufführen.

Daß Molière die Farce Chevaliers als Vorlage für den ersten Akt des „Monsieur de Pourceaugnac" benutzt hat, beweist deutlich die Rolle des Apothekers mit seinem eigenartigen Heilapparat, dessen öffentliches Hervortreten übrigens in der damaligen Zeit keineswegs das ästhetische Gefühl der Zuschauer verletzte.[1]) Nur hat der Meister des französischen Lustspiels diese komische Persönlichkeit in bedeutend groteskerer Art entwickelt, als sein kleiner Zeitgenosse. Doch nicht der Schwank Chevaliers allein hat Molière den Stoff des ersten Aktes geliefert. Höchstwahrscheinlich war auch ein Lustspiel des lateinischen Komödiendichters Plautus von Einwirkung auf die Abfassung des „Monsieur de Pourceaugnac". In den „Menechmen"[2]) findet sich eine Scene, die recht lebhaft an die Unterredung der beiden Ärzte mit dem Herrn von Pourceaugnac erinnert. So wäre also der erste Akt aus einer Kombination der Chevalierschen Farce mit der Komödie des Plautus entstanden. Erwähnt soll nur noch werden, daß bei Molière das zweite Motiv bereits bedeutsam geändert ist; denn von einem Betruge eines Gläubigers ist schon nicht mehr die Rede. Dies ist jedoch kein Grund, jede Verwandtschaft mit der zweiten Episode abzuleugnen.

γ) *Die Heilung des Gläubigers in der sizilianischen Folklore.*

Eine höchst originelle Variante der Heilungsidee findet sich in der Folklore Siziliens, die Giuseppe Pitrè unter der Überschrift „Lu Pitralisi" veröffentlicht hat.[3])

[1]) Vgl. Moland. Op. cit. V. pag. 472. Anm. 1.

[2]) „Menaechmi", Akt V, Scene 2. „T. Macci Plauti Comoediae." Edit. Ritschel. 2. Aufl. Tom. III. fasc. V. (neu bearb. von Friedrich Schoell) pag. 108—115. Leipzig 1899.

[3]) „Racconti siciliani". Bd. III. Palermo 1875. pag. 153—156

Als sich eines schönen Tages der Cifalutaner in Palermo befand, bemerkte er einen Pitraliser, der ihm schon seit Jahren Geld schuldete. Rasch trat er daher auf ihn zu und stellte ihn zur Rede, wann er endlich seine Schuld begleichen wolle. Der Pitraliser erklärte sich sofort zur Zahlung bereit, jedoch besäße er nur eine große Goldmünze, die er nicht habe wechseln können. Auf diesen Einwand aber schlug der Cifalutaner vor, in einen Kramladen zu gehen, um dort das Geldstück zu wechseln. An einem solchen angelangt, begab sich der Pitraliser allein hinein und redete den Krämer folgendermaßen an: „Sehet da draußen meinen Kameraden; er schämt sich hinein zu kommen. Denn er ist bruchkrank und bedarf eines Bruchbandes. Vielleicht könntet ihr ihm mit einem solchen dienen!“ Hierzu bereit, ersuchte der Kaufmann ihn, den Cifalutaner hereinzuschicken. Der Pitraliser trat also wieder heraus und forderte seinen Gläubiger auf, in den Laden zu gehen, dessen Inhaber ihn zufriedenstellen werde. Dieser begab sich hinein, während der Pitraliser schleunigst das Weite suchte. Der Krämer bat den Cifalutaner in einen Raum nebenbei zu treten, da ihn in dem Laden die Leute sehen könnten. Obwohl ihn diese Worte etwas sonderlich anmuteten, kam er doch willig der Aufforderung nach; denn er konnte vor Ungeduld kaum die Auszahlung des Geldes erwarten. Doch wie groß war sein Erstaunen, als sich ihm der Krämer mit einem Maßband in der Hand nahte und ihn bat, sich seiner Beinkleider zu entledigen, da er ihm von außen zu einem Bruchband nicht maßnehmen könnte. Zu seiner großen Betrübnis mußte der Cifalutaner nach einem langen Wortwechsel mit dem Ladeninhaber erkennen, daß er von dem hinterlistigen Pitraliser getäuscht worden war. —

Wie bekannt, waren die beiden Motive des Fabliaus bei dem italienischen Volke sehr verbreitet und beliebt, so daß sogar einer seiner besten Novellen-

schriftsteller Franco Sacchetti sie dem Volksmunde ablauschte und in zwei seiner Novellen verarbeitete.[1]) So könnte auch dieses lustige Volksgeschichtchen seinen Ursprung der mündlichen Fortpflanzung des zweiten Motivs verdanken. Allerdings müßte sich die Umkleidung des Motivs in diesem Falle mannigfachen Veränderungen unterzogen haben, bis die Erzählung von dem geprellten Gläubiger in einer derartigen Form nach ihrer langen Wanderung in Sizilien wieder auftauchte, was zugleich ein Beweis dafür wäre, daß auch in der mündlichen Überlieferung die Erzählungen sich in weitgehendem Maße verändern, während man doch im allgemeinen dazu neigt, die Volkstradition für sehr konservativ zu halten. Ob die obige Vermutung aber wirklich zutrifft, ist schwer zu begründen. Denn es ist ebensosehr annehmbar, daß die Erzählung der Phantasie des Volkes, die oft recht erfinderisch ist, entsprang, nachdem vielleicht ein ähnliches Ereignis vorausgegangen war.

c) Versionen des zweiten Motivs mit der Idee einer Heilung des Gläubigers durch einen Geistlichen.

α) Die Novellen des Franco Sacchetti.

Das zweite Motiv unseres Fabliaus mit der Idee einer Heilung des hintergangenen Gläubigers durch einen Geistlichen findet sich zum ersten Male in einem italienischen Werke wieder, der Novellensammlung des Franco Sacchetti, von der schon einige Male die Rede gewesen ist. Die Erzählung, deren Hauptheld der bekannte italienische „Eulenspiegel“ Gonnella ist, wird in der 172. Novelle[2]) be-

[1]) Vgl. pag. 48—54. Die Beziehung Sacchettis zu dem zweiten Motive wird noch später erörtert werden.

[2]) Franco Sacchetti „Novelle“. Milano 1815. Bd. III. pag. 52—53.

richtet und ist leider nur in einem kurzen Fragment erhalten. Allein mit dem, was vorhanden ist, läßt sich mit etwas Fantasie die Geschichte einigermaßen rekonstruieren.

Nachdem Gonnella sich in der Schenke des Nuccio di Smemora an Speise und Trank reichlich gütlich getan hat, führt er den Wirt, vorgeblich um ihm die Zeche zu bezahlen, zu einem Geistlichen und übergibt ihn diesem, mit der Bitte, ihm einige Gebete zu sagen, damit er von seiner Geistestrübung gesunde. Die Erzählung nimmt dann ihren üblichen Verlauf.

Wie schon bei der Besprechung der 140. Novelle festgestellt wurde, hat der florentinische Novellist das Fabliau direkt nicht gekannt, sondern aus der mündlichen Tradition geschöpft, in welcher die beiden Motive größtenteils geschieden voneinander bekannt waren. Hierdurch erklärt sich auch der Ursprung der 172. Novelle.

β) Englische Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts.

Erst nach einer langen Spanne Zeit taucht eine ähnliche Fassung von neuem auf und zwar in einer englischen Schwanksammlung, die zum ersten Male zu London im Jahre 1526 von John Rastell gedruckt wurde, den „Hundred Mery Talys“.[1]) Sie füllt die 40. Erzählung aus[2]) und trägt folgende Überschrift: „Of the Gentleman that promysyd the scoler of Oxford a sarcenet typet.“

---

[1]) Neudruck bei Hermann Oesterley „Shakespeare's Jest-Book“, „A Hundred Mery Talys“ from the only perfect known copy edited, with introduction and notes. London 1866, pag. 67—70: u. W. Carew Hazlitt „Shakespeare's Jest-Books“. Bd. I. London 1864, pag. 60—62.

[2]) Bei Hazlitt, Op. cit. pag. 60 irrtümlich als Nr. 39.

Ein Oxforder Scholar, der soeben „Master of Arts“ geworden ist, trifft in London einen ihm bekannten Herrn, der gerne zu allerlei Späßen und Scherzen aufgelegt ist. Diesen bittet er, ihm ein „sarcenet typet“ zu schenken, worauf ihm der Herr erwidert, er wolle ihm seinen Wunsch erfüllen. Daher möge er sich zu diesem Zwecke am nächsten Morgen in seiner Herberge einfinden. Als dort der Scholar schon viel früher als vereinbart war, anlangt, führt der Witzbold ihn in eine Kirche, wo ein Priester soeben die Messe liest und erzählt ihm mit scheinheiliger Miene, daß der Priester ihm das Versprochene aushändigen werde, er selbst wolle mit ihm reden. Er begibt sich also zu dem Priester und spricht zu ihm, indem er auf den Scholaren zeigt: „Ich habe hier einen mir verwandten Studenten mitgebracht, der hat einen schweren Keuchhusten. Gebet ihm doch einen Schluck aus eurem Kelche, damit er davon genese.“ Der freundliche Geistliche ist dazu bereit, nur bittet er den jungen Mann, bis zu dem Ende der Messe zu warten, nach welcher er ihn bedienen wolle. Während dieser in einem Kirchenstuhle knieend der Aufforderung des Geistlichen nachkommt, verläßt der Spaßmacher die Kirche. Nach der Messe füllt der Priester einen Kelch mit Wein und bietet ihn dem Studenten, der immer noch in dem Betstuhle kniet, zum Trunke an. Da merkt dieser endlich, daß er gründlich zum Narren gehalten worden ist.

Sicherlich ist auch bei diesem, einen feinen Humor offenbarenden Schwanke der Ursprung in der mündlichen Tradition zu suchen. Denn es ist wohl anzunehmen, daß, nachdem die beiden Motive des Fabliaus sich in Frankreich verbreitet hatten, sie auch in die benachbarten Länder überwanderten, wie bereits an den italienischen Versionen bewiesen worden ist. So hat auch das zweite Motiv seinen Weg über das Meer nach England gefunden, wo

es nach Umbildung und Umwandlung zuerst nach ängerer Zeit in den „Hundred Mery Talys“ fixiert wurde.

Hervorgehoben zu werden verdienen einige neue Züge. Das Schuldobjekt besteht nicht in Geld, sondern lediglich in dem Versprechen eines Geschenkes. Anstatt einer Geisteskrankheit wird dem Betrogenen ein organisches Leiden, ein heftiger Keuchhusten, angedichtet, den der Priester durch Wein aus dem Kelche heilen soll und nicht durch Gebete.

In einer etwas veränderten Form ist dieselbe Erzählung in eine spätere englische Schwanksammlung übergegangen, den „Jests of Scogin“, die jedenfalls zum ersten Male 1565 in den Druck gelangten.[1]) Die „How Scogin deceived the Draper“ benannte Geschichte[2]) ist in der Grundidee dieselbe wie die vorige, nur die äußere Umkleidung ist eine andere.

Da Scogin „Master of Arts“ werden will, so benötigt er eine Menge Kleider. Da er aber kein Geld hat, sie zu kaufen, verfällt er auf eine List. Er geht in London zu einem Tuchhändler, stellt sich diesem als Diener eines Geistlichen, des „Deane of Wels“, vor, in dessen Auftrag er einen großen Einkauf an Kleidungsstücken vorgeblich macht. Dann läßt er sich über die ausgesuchten Waren eine Rechnung geben, für deren Bezahlung er am anderen Tage Sorge tragen will. Am nächsten Morgen erkundigt er sich vor der Paulskirche, wo eine Messe gelesen werden soll. Als er dies erfahren hat, läuft er zu dem Tuchhändler und bittet ihn, möglichst schnell noch vor der Messe zu seinem Herrn zu kommen. Beide begeben sich also zu der Kathedrale und finden dort einen Geist

---

[1]) Hazlitt Op. cit. Bd. I. pag. VIII.
[2]) Ibid. Bd. II. pag. 137 ff.

lichen, der soeben das Chorhemd angelegt hat, um eine Messe zu halten. Zu diesem tritt Scogin hin und bittet ihn, seinen „Freund“ durch drei Schlucke Wein aus seinem Kelch von seinem Keuchhusten zu heilen. Dieser würde ihn als Entgelt dafür zu einem Frühstücke einladen. Darauf ruft der Priester dem Kaufmann zu, er möchte bis nach der Messe warten. Jetzt läßt sich Scogin von dem Tuchhändler, der seiner Bezahlung nunmehr sich gewiß glaubt, ein Erkennungszeichen geben, damit ihm in dem Laden die Kleider herausgegeben werden. In der Tat erhält er sie, übergibt sie seinen Fuhrleuten und fährt damit nach Oxford zurück. Währenddessen sind der Priester und der Tuchhändler zu der unerquicklichen Einsicht gekommen, daß sie genarrt und obendrein betrogen worden sind, der eine um das Frühstück und der andere um sein Eigentum.

Wenn auch dieser Schwank auf der Erzählung der „Hundred Mery Talys“ basiert, so bleibt dennoch nicht ausgeschlossen, daß noch eine andere Version für sein Entstehen von Einfluß gewesen ist. Tatsächlich finden sich in einer französischen Farce des 15. Jahrhunderts, dem „Nouveau Pathelin“, der noch später eingehend behandelt werden soll, einige Merkmale, die auch in der englischen Anekdote enthalten sind.

In dieser Posse macht der bekannte Pathelin angeblich als Verwandter eines Geistlichen für diesen bei einem Tuchhändler große Einkäufe und führt ihn zu einem Priester, den er bittet, den Kaufmann von seiner Geisteskrankheit durch die Beichte zu heilen. Um ihn für seinen Plan gefügiger zu machen, stellt er ihm ein gemeinschaftliches Mahl in Aussicht, wenn die Heilung geglückt wäre.

Sicherlich ist diese Übereinstimmung kein bloßer Zufall. Daher liegt die Vermutung nahe, daß der unbekannte Verfasser der „Jests of Scogin“ aus den

„Hundert lustigen Erzählungen“, die er schriftlich vor sich hatte, den Kern zu dem Streiche Scogins nahm, den er jedoch mit Zügen aus dem „Nouveau Pathelin“ umflocht. Entweder hatte er nämlich selbst eine Aufführung der Farce gesehn, oder er hatte ihren Inhalt durch mündliche Überlieferung kennen gelernt; denn die lustigen Streiche Pathelins wurden zweifelsohne schnell populär.

In seiner Ausgabe der „Shakespeare's Jest-Books“ gibt Hazlitt[1]) an, daß die Erzählung „Of the gentleman that promysyd etc.“ mit nur geringen Veränderungen in die „Pleasant Conceits of Old Hobson recollected by Richard Johnson, London 1607“ [2]) übernommen worden sei. Da ich eine derartige Erzählung bei Hazlitt aber nicht fand, so suchte ich mir, da ich glaubte, er hätte sie mit voller Absicht wegen der ähnlichen Anekdote in den „Hundred Mery Talys“ ausgelassen, ein Exemplar der Ausgabe von 1607 zu verschaffen. Da ein solches aber wegen seiner großen Seltenheit in einer deutschen Bibliothek nicht vorhanden ist, wandte ich mich direkt an das „British Museum“ in London, durch welches mir die Auskunft zuging, daß in der Tat eine solche Erzählung in den „Pleasant Conceits of Old Hobson“ fehlt und der Hinweis irrtümlich sei, wie Hazlitt solches öfters unterlaufe.

γ) Die „Cortegiana“ des Pietro Aretino.

Die erwähnte Farce „Le Nouveau Pathelin“ ist nicht die einzige Bearbeitung des zweiten Motivs für die Bühne. Auch ein italienischer Dichter, Peter der Aretiner, hat es in derselben Weise in der 11. bis 18. Scene des ersten Aktes seiner Komödie

---

[1]) Bd. I. pag. 126. Anm. zu pag. 60.
[2]) Neudruck bei Hazlitt Bd. III.

„La cortegiana„ behandelt, die im Jahre 1537 zum ersten Male aufgeführt wurde.[1])

Der spitzbübische Diener Rosso erhält von seinem Herrn Geld, um Fische einzukaufen. Da er dieses aber lieber für sich verbrauchen will, schwindelt er einem Fischer durch sein heuchlerisches, glattes Wesen eine Anzahl Lampreten ab und führt ihn zu einem Sakristan. Diesem lügt er vor, daß die Gattin des Mannes, den er dort sehe, von zehn bösen Geistern besessen sei, so daß er selbst auch schon ganz einfältig und umnachtet sei; daher möchte er ihn doch vermahnen und ihm Rat erteilen. Da aber der Sakristan noch nicht frei ist, so muß der Fischer noch eine Weile warten, Rosso aber drückt sich mit seinen Fischen. Als dann der Sakristan den Fischer herangerufen hat, entwickelt sich zwischen beiden ein Gespräch, bei dem die spaßigsten Verwechslungen entstehen, da der Geistliche an die zehn bösen Geister denkt, der Fischer dagegen glaubt, es handle sich um seine zehn gefangenen Lampreten. Als der Priester ihm rät, „dir le messe di San Gregorio", wird der Fischer ungeduldig und verlangt sein Geld. Da der Geistliche diese Worte für Folgen seines Wahnes ansieht, läßt er ihn von seinen Amtsgenossen festhalten und spricht über ihm Beschwörungsformeln. Da beginnt der Fischer zu toben und zu fluchen und wird infolgedessen schließlich mit Ach und Krach hinausgeworfen.

Dies ist kurz der Inhalt der betreffenden Scenen, die in Wirklichkeit durch allerlei Nebenzüge recht weit ausgesponnen sind. Woher der Aretiner den Stoff dazu genommen hat, ist mit Bestimmtheit kaum zu erweisen. Jedenfalls wurde ihm das Motiv durch die in Italien weiterlebende Volksversion bekannt. Andererseits wäre es auch nicht unwahr-

[1]) „Quattro Comedie del Divino Pietro Aretino". s. l. 1588. Bl. 59—62.

scheinlich, daß er die 172. Novelle Sacchettis benutzte und diese für sein Bühnenstück nach seinem Geschmack frei umarbeitete.

δ) Französische Sammelwerke des 16. bis 18. Jahrhunderts.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts treffen wir das zweite Motiv in einem französischen Prosawerke, den „Facétieuses Journées, contenans cent certaines et agréables Nouvelles: La plus part advenues de nostre temps, les autres recueillies et choisies de tous les plus excellents autheurs estrangers qui en ont escrit“, par G. C. D. T. Paris 1584. Die Erzählung bildet die 10. Novelle der dritten Journée“.[1])

Der Curé Arlotto hat wegen eines Postens Ware für einen armen Edelmann bei einem Tuchhändler Bürgschaft geleistet, der, wie sie beide wußten, sie bei dem Handel tüchtig übervorteilte. Als sein Freund stirbt, bezahlt er dem Kaufmann so viel, wie er bei einem reellen Geschäft hätte entrichten müssen, und noch etwas darüber. Der Tuchhändler aber ist damit nicht zufrieden, sondern verlangt auch den Rest des Geldes, für das er gebürgt hatte. Er stellt alle seine Schuldner nebst ihren Schuldsummen auf eine Liste und übergibt dieses Verzeichnis einem seiner Gehülfen, damit er jeden von ihnen, wo er ihn auch immer treffe, an seine Schulden erinnere, so auch den Pfarrer Arlotto. Auf die Dauer wird diesem der rücksichtslose Mahner lästig; daher entledigt er sich seiner auf folgende Weise. Er geht in ein Kloster, läßt sich dort den Abbé rufen und spricht zu ihm: „Ich habe einen Neffen, der nicht ganz bei Sinnen ist; denn, wo ich gehe und wo ich stehe, überall fordert er Geld von mir. Da ich Mitleid mit ihm

---

[1]) Op. cit. pag. 107 ff.

fühle, so möchte ich gerne, daß er von diesem Leiden gesunde. Dies aber könnte geschehen, wenn man einmal das Haupt des heiligen Miniatus auf ihn legte. Ich werde ihn zu diesem Zweck am Samstag zu Euch führen. Vor allem wird es nötig sein, daß ihn an der Tür einige junge Mönche festhalten; denn alle vom Teufel Besessenen schrecken bekanntlich vor Gebet und Reliquien zurück. Dabei dürfen Fußtritte und Fausthiebe nicht gespart werden. Die Hauptsache bleibt, daß er geheilt wird." Als der Abbé verspricht, alles nach Wunsch auszuführen, begibt sich Arlotto zu dem Tuchwarenhändler und ersucht ihn, seine Restschuld mit einer Summe zu verrechnen, die ihm die Mönche des Klosters Saint Miniat[1]) schuldeten. Erfreut über diesen Vorschlag schickt der Kaufmann am nächsten Tage den jungen Gehülfen zu dem Curé Arlotto, um die Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Beide gehen in das Kloster, wo sie auch bald den Abbé antreffen, der soeben seine Messe beendet hat. Sogleich nimmt dieser den jungen Mann bei der Hand, erteilt ihm gute Lehren und zeigt ihm Reliquien. Verwundert über diesen sonderlichen Empfang fragt jener nach der Geldangelegenheit des Curé Arlotto. Da infolgedessen der Abbé ihn wirklich für irrsinnig hält, ermahnt er ihn von neuem. Da aber fängt jener zu schimpfen an. Sofort hält ihn der Abbé, und, als er sich wehrt, springen die jungen Mönche hinzu, verprügeln ihn ordentlich und schleifen ihn in die Sakristei, wo ihm der Totenschädel auf das Haupt gelegt wird, bis er in seinen Nöten endlich um Verzeihung bittet. — So befreite sich Arlotto von den unangenehmen Nachstellungen seines Gläubigers. Denn er drohte dem Kaufmann, ihm noch einen schlimmeren Streich spielen zu wollen, wenn er ihn fernerhin nicht in Ruhe ließe.

[1]) San Miniato bei Florenz; der curé ist der bekannte piovanno Arlotto.

Wie Chappuys in der Vorrede vorausschickt, hat er für seine „Facétieuses Journées" hauptsächlich italienische Quellen benutzt. Ob jedoch auch diese Erzählung mit Sicherheit auf einen italienischen Ursprung zurückzuführen ist, läßt sich schwer entscheiden.[1]) Andererseits aber könnte sie auch auf eine uns unbekannte französische Fassung des zweiten Motivs zurückgehen, da Chappuys, wie er selbst bemerkt, mehrere Erzählungen „de nostre France, certaines et assez recreatifues" seiner Sammlung einreihte. An eine direkte Beziehung auf das Fabliau zu denken, dürfte wenig Berechtigung haben, da der Betrug an dem Gläubiger nur mittelbar ausgeführt wird, indem sein Gehülfe exorcisiert wird. Allerdings könnte Chappuys die altfranzösische Dichtung gekannt haben, wenn vielleicht auch nicht selbst, so doch möglicherweise aus der Inhaltsangabe des Fabliaus, die Claude Fauchet[2]) in seinem kurze Zeit vorher erschienenen Werke gegeben hatte.

In dem dritten Bande der schon an früherer Stelle[3]) behandelten „Histoire générale des larrons" begegnet der betrogene Gläubiger in einer Diebesgeschichte, als deren Hauptheld ein gewisser „Maillard, insigne coupeur de bourses" bezeichnet wird.[4])

Mit zweien seiner Spießgesellen begibt sich dieser Gauner nach einem Franziskanerkloster und sucht dort einen Mönch auf, der als unbewußtes Werkzeug bei seinem Streiche mitwirken soll. Er erzählt ihm, er hätte einen Bruder, dem durch den

---

[1]) In den von V. Schmidt „Märchensaal. Bd. I. Die Märchen des Straparola", Berlin 1817, pag. 330—335 aufgeführten Quellennachweisen der „Facétieuses Journées" ist die Novelle X der Journée 3 nicht erwähnt.

[2]) S. pag. 7.

[3]) Vgl. pag. 57—60.

[4]) Ed. cit. pag. 22 ff. — Die hier erörterte Variante ist meines Wissens in keinem der das Fabliau und seine weiteren Beziehungen besprechenden Werke erwähnt worden.

Tod seiner über alles geliebten Frau der Verstand getrübt worden sei. Unter anderem besäße er den Wahn, von jedermann Geld zu verlangen, gleichsam als sei er beraubt worden. Daher stelle er an ihn das Ansinnen, ihm denselben am nächsten Tage zuführen zu dürfen, was der menschenfreundliche Mönch bereitwilligst gestattet. Am nächsten Tage nimmt Maillard einen seiner besten Freunde, verkleidet ihn als Priester und geht zusammen mit ihm zu einem Goldschmied. Von diesem erhandelt er einen kostbaren Kelch. Durch den Anblick des vermeintlichen Geistlichen beruhigt, schickt der Goldschmied einen seiner Angestellten mit dem Kelche den beiden mit, um die Bezahlung zu regeln. Diesen aber führen die beiden Banditen in das Kloster, der Kelch wird bei dem Pförtner zur Aufbewahrung zurückgelassen, und alle drei begeben sich in die Kirche, wo der betreffende Pater sich gerade zur Messe vorbereitet. Als ihm Maillard zu verstehen gibt, daß er seinen „Bruder“ mitbringe, gibt er ihnen einen Wink, das Ende der Messe abzuwarten. Der Goldschmied, der dieses Zeichen dahin deutet, daß er nach der Messe sein Geld erhalten wird, läßt sich also in der Kirche nieder; die beiden Spitzbuben leisten ihm eine Weile Gesellschaft, dann aber verlassen sie ihn mit der Entschuldigung, in der nächsten Gastwirtschaft auf den Handel hin ein gutes Frühstück bestellen zu wollen. Er bleibt also allein zurück, die beiden Diebe holen von dem Pförtner den Kelch und suchen mit ihm eiligst das Weite. Schließlich klärt sich der Betrug nach langen Reden zwischen dem Pater und dem Gehülfen des Goldarbeiters zu dessen nicht geringem Entsetzen auf.

Die Anekdote weist mit der früher erwähnten Erzählung aus der „Histoire des larrons“ in ihrem Anfange unverkennbare Ähnlichkeit auf. In beiden wird der Gehülfe eines Kaufmanns von zwei Diebsgesellen ins Garn gelockt. Dann aber haben beide

einen verschiedenen Ausgang; während in der ersten der Betrug sich in der Wohnung eines Arztes entwickelt, ist hier der Schauplatz der Handlung ein Kloster und infolgedessen die bei der Mystifikation mitwirkende Person ein Angehöriger des geistlichen Standes. Diese bemerkenswerten Tatsachen führen zu folgender Hypothese, die der Wahrscheinlichkeit nicht gänzlich entbehren dürfte. Sicherlich kannte der Verfasser des zweiten und dritten Buches der „Histoire générale des larrons“[1]) den Inhalt des ersten recht genau, so daß ihm bei der Abfassung des Gaunerstückchens die Geschichte des betrogenen Tuchhändlers noch lebhaft in Erinnerung war. In dieses Abenteuer, das er allerdings einigen, jedoch nur unwesentlichen Umänderungen unterzog (z. B. statt des Tuchhändlers ein Goldschmied), setzte er als Hauptheld einen zu damaliger Zeit berühmten und berüchtigten Dieb ein. Betreffs der weiteren Entfaltung des Schwankes aber war für ihn eine andere Variante bestimmend. Wahrscheinlich war es die Erzählung der „Facétieuses Journées“; denn beide enthalten miteinander recht ähnliche Züge. Hervorgehoben soll nur werden, daß in beiden der Gehülfe als ein enger Verwandter des Betrügers ausgegeben wird (Hist. gén. des. larr. Bruder, Facét. Journ. Neffe), der in seiner Verstandestrübung fortwährend Geld fordert. Merkwürdig ist auch, daß dem Betrogenen ein Essen in Aussicht gestellt wird, eine Erscheinung, die bereits in der oben besprochenen Farce „Le Nouveau Pathelin“ zu finden ist, wo allerdings der Geistliche die verlockende Einladung erhält. Möglich ist, daß dieser Zug in Erinnerung an die dem Verfasser sicherlich nicht unbekannte Posse mit eingeflochten wurde.

An die in den „Facétieuses Journées“ aufgezeichnete Anekdote erinnert um die Mitte des 18. Jahrhunderts ihren Hauptzügen nach ferner eine

---

[1]) Wie mitgeteilt, nennt er sich „Lyonnois“.

in der sogenannten „Bioliothèque de Cour, de Ville etc."[1]) unter der Überschrift „Tour adroit d'une friponne" aufgeführte, kleine Erzählung.

Eine Dame „dans un carosse tout brillant ayant quatre grands laquais" kauft in einem Tuchwarenladen eine Menge wertvoller Goldstoffe und führt den ihr mitgegebenen Gehülfen in ein Kloster, wo sie ihn als ihren Sohn ausgibt, der durch ein äußerst ausschweifendes Leben seinen Verstand verloren habe. Unter anderem habe er die fixe Idee, dauernd Bezahlung für gelieferte Tuchwaren zu verlangen. Daher bitte sie den Prior, ihn durch Kasteiungen und Züchtigungen wieder gesund zu machen. Dies geschieht auch wirklich während der folgenden drei Tage in recht ausgiebiger und nicht gerade rücksichtsvoller Weise, bis man nach Aufklärung der verhängnisvollen Täuschung den jungen Mann freigibt. Die Hochstaplerin jedoch ist in dieser Zeit verschwunden.

Wenn auch die Einhüllung des Motivs in beiden Erzählungen verschieden ist, so sind doch in den Grundzügen derartige Übereinstimmungen, daß man mit ziemlicher Sicherheit die „Facétieuses Journées" für die Quelle der Erzählung halten darf.

d) Versionen, die das zweite Motiv in Gestalt einer unfreiwilligen Beichte enthalten.

In einer weit größeren Anzahl Varianten des zweiten Motivs ist statt der Idee einer Heilung die

[1]) Der genaue Titel lautet: „Bibliothèque de Cour, de Ville et de Campagne, contenans les bons mots, de plusieurs Rois, princes, Seigneurs de la Cour, et autres personnes illustres, avec un choix des meilleurs Pièces de poésie des Poètes célèbres Latins et François, tant Anciens que Modernes, de pensées ingénieuses propres à orner l'esprit d'Anecdotes singulières, et de Remarques critiques sur différens Ouvrages. — On trouve ici aussi un assemblage de traits naïfs, Gascons et Comiques: des Traits d'Histoire les plus curieux et une collection exacte des Bonmots des Apophthegmes des Anciens". 7 Bde. Paris 1746. Bd. III, pag. 23—26. — Die erste Ausgabe erschien unter etwas abweichendem Titel Amsterdam 1726.

einer unfreiwilligen Beichte des getäuschten Gläubigers getreten. Nur noch in einzelnen von ihnen wird auf eine Heilung angespielt. Dieser Vorgang hat jedenfalls in der mündlichen Fortpflanzung des Motivs seinen Grund. Er ist nicht allzu schwer zu erklären. Die Beichte wurde einfach deswegen gewählt, weil sie den Gläubiger mit dem Geistlichen in allernächste persönliche Berührung bringt.

Versionen, in denen das Motiv der Beichte in einer aus mehreren Teilen bestehenden Erzählung auftritt.

Wie schon angedeutet, findet sich das zweite Motiv mit dem Grundgedanken einer erzwungenen Beichte des Gläubigers als ein Bestandteil einer zusammenhängenden Erzählung, die aus mehreren Episoden, gewöhnlich drei, zusammengesetzt ist, und zwar zum ersten Male in einer französischen Dichtung des 15. Jahrhunderts, der sogenannten „Repue franche de Villon et de ses compagnons". Wer der Verfasser dieses eigenartigen Literaturerzeugnisses ist, bildet bis jetzt einen unentschiedenen Streitpunkt. Während man es früher allgemein für ein Werk Villons oder wenigstens eines seiner Genossen hielt, ist man in neuerer Zeit dazu geneigt, diese Ansicht zu verneinen. Ebensowenig steht eine sichere Entstehungszeit fest; doch wird für sie vielfach der Zeitraum zwischen den Jahren 1449 bis 1453 angenommen.[1]) Die „Repue franche" besteht aus fünf verschiedenen Anekdoten, in den berichtet wird, wie François

---

[1]) Auguste Longnon „Œuvres complètes de Villon". Paris 1892. Introduction pag. LIII—LIX. Vgl. auch Pierre Champion „François Villon, sa vie et son temps". 2 Bde. Paris 1913, bes. Bd. II, pag. 261—271.



Villon seinen Kameraden Fisch, gesottene Eier, Brot, Wein und Braten zu einem Mahle durch listige Streiche verschafft. Das zweite Motiv befindet sich in der ersten Episode, die mit „La manière d'avoir du poisson" überschrieben ist.[1])

Villon will seinen Genossen einen fröhlichen Schmaus bereiten. Daher macht er sich zunächst auf, um Fische zu besorgen. In einer Fischhandlung ersteht er einen großen Korb davon und verspricht dem Fischhändler, das schuldige Geld dem „porte-pannier" auszuhändigen. Diesen aber führt er zu dem „penancier" der Notre Dame-Kirche und überläßt ihn diesem mit der Bitte, seinen „Neffen" zur Beichte zu veranlassen, damit er hierdurch von einer Gemütskrankheit befreit werde, die sich in einer eigentümlichen Geldgier äußere. Als Villon beide verlassen hat, fordert der Priester den Korbträger auf zu beichten. Dieser aber will bezahlt sein, daher widersetzt er sich, und so geht es eine gute Weile fort, bis beide die Täuschung erkennen. — Um zwischen dem Geistlichen und dem „porte-pannier" das Mißverständnis herzustellen, hat der Verfasser der „Repue franche" in der „Manière d'avoir du poisson" sich eines Wortspiels bedient, das er an den einzelnen Stellen recht geschickt zur Anwendung bringt. Es besteht in der zweifachen Deutung des Verbums „dépêcher", das der Priester in seinem Sinne für „confesser" auslegt, der Bedienstete des Fischhändlers dagegen für „expédier".

Wie der Verfasser und die Entstehungszeit der „Repue franche" bis dahin noch nicht bestimmt sind, so läßt sich auch die Quelle, die den Stoff zu der ersten Episode geliefert haben könnte, kaum nachweisen. Die Vermutung, daß sie mit dem Fabliau selbst in unmittelbarem Zusammenhang stehe, ist kaum haltbar. Hiergegen legen die Tat-

---

[1]) Longnon, Op. cit. pag. LIII—LIV.

sachen Zeugnis ab, daß der Gläubiger nicht in eigener Person betrogen wird, und noch mehr, daß die Beichte in den Vordergrund gerückt ist. Voraussichtlich ist sie einer mündlichen Erzählung entnommen, die auf das Fabliau zurückging und durch die Volkstradition sich in der entsprechenden Weise verändert hatte.

Daß die in der „Repue franche" erzählten Schalksstreiche, in denen eine so bekannte, um nicht zu sagen berüchtigte Persönlichkeit wie Villon die Hauptrolle spielte, bald in den breiten Schichten des Volkes Eingang fanden und sich schnell verbreiteten, bedarf wohl keines weiteren Hinweises. Besonders die originellsten unter ihnen, der erste, dritte und vierte tauchen gemeinschaftlich noch des öfteren in späteren Zeiten auf. So kehren sie am Anfange des 16. Jahrhunderts in einem deutschen Gedicht wieder, benannt „Ain Spruch von dreyen Gesellen, die in ain Statt kamen, vnd wie sy Wein, Prott vnd Visch daselbs zu Wegen brachten." Diese Erzählung,[1]) deren Verfasser leider unbekannt ist, ist in einer Handschrift aufgezeichnet, die von einem gewissen Valentin Holl im Jahre 1526 vollendet wurde und sich jetzt im Privatbesitz zu Nürnberg befindet.[2])

Drei Gesellen klagen einander ihr Leid, daß sie kein Geld besitzen. Da sie aber unter allen Umständen Speise und Trank haben wollen, so gehen sie in die Stadt, kehren in einem Wirtshause ein und bitten den Wirt um Herberge, die ihnen auch gewährt wird. Darauf sorgt der erste Geselle durch einen schlauen Betrug für Wein, während der zweite einem Bäckerjungen geschickt das

[1]) Neudruck in „Erzählungen aus altdeutschen Handschriften", gesammelt durch Adalbert von Keller. Stuttgart 1855. (Bibl. d. lit. Vereins 35.) pag. 104 ff.

[2]) Keller-Sievers „Verzeichnis altdeutscher Handschriften". Tübingen 1890. pag. 102.



nötige Brot entwendet. Der dritte endlich, — hier setzt die in Betracht kommende Teilerzählung ein[1]) — verschafft Fische. Er geht auf den Fischmarkt und wird dort mit einem alten Fischer einig, indem er einen Klosterknecht fingiert, der für sein Kloster Fische einkaufen müsse, und fordert ihn auf, der Bezahlung wegen dorthin mitzukommen. Der Fischer aber schickt statt seiner seinen Knaben mit. Diesen bringt der durchtriebene Geselle in eine Kirche, wo gerade ein Mönch einem alten Mann die Beichte abnimmt. Leise tritt er an jenen heran und bittet ihn mit Flüsterstimme, mit dem Jungen dasselbe vorzunehmen. Bereitwillig gibt der Mönch dem Knaben einen Wink zu warten, worauf der Geselle sich eiligst entfernt und voll Freude über den gelungenen Streich sich mit seinen Kumpanen an einem leckeren und nicht eben teuren Mahle ergötzt.

Während dieser Zeit hat der Mönch den Fischerknaben zu sich herangerufen und ihm befohlen niederzuknieen. Dieser aber fordert voll Ungeduld sein Geld. Infolgedessen erhebt sich ein erregter Wortwechsel, so daß neugierig andere Mönche herbeieilen. Da beide, der Beichtvater und der Junge, bei ihren Reden bleiben, so halten die Mönche den Fischerknaben für besessen und nehmen ihn in das Kloster mit, um ihn zu beschwören. Zunächst werden ihm die Haare geschoren, dann wird er solange mit dünnen Ruten gegeißelt, bis das Blut in Strömen hervorbricht, und endlich setzt man ihn noch in ein kaltes Bad. Aus Angst vor weiteren Qualen erklärt der Fischerjunge nunmehr, seinen Verstand wiedererlangt zu haben und verzichtet auf das schuldige Geld. Arg entstellt wird er freigelassen und muß so außer dem Schaden auch noch den Spott tragen.

Das zweite Motiv tritt hier wieder in seiner zweifachen Gestaltung auf, nämlich der Beichte

[1]) Neudruck pag. 107 ff.

und einer Heilung der den Gläubiger vertretenden Person in Form einer Teufelsaustreibung. Daher bietet die Beantwortung der Frage nach dem Ursprung der dritten Episode einige Schwierigkeiten. Was den ersten Teil der Erzählung, den man bis zu dem Eingreifen der Mönche zu rechnen hat, anbelangt, so ist entschieden anzunehmen, daß er mit der „Repue franche“ eng verwandt ist. Denn abgesehen davon, daß die beiden vorhergehenden Episoden den entsprechenden Gaunerstückchen Villons genau gleichen, sind die Übereinstimmungen mit der „Manière d'avoir du poisson“ ins Auge fallend. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß der unbekannte deutsche Dichter des Spruches von den drei Gesellen einen schriftlichen Text der „Repue“ vorliegen hatte. Sicherlich hat auch er aus der mündlichen Überlieferung geschöpft. Denn außer der Verteilung der Streiche auf die entsprechende Anzahl Personen lassen auch verschiedene Veränderungen in seiner Darstellung darauf schließen. — Ein kleines Problem gibt die Fortsetzung des ersten Teils der Episode auf. Wenn der Verfasser, wie mit höchster Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, wirklich den Stoff aus der „Repue franche“ vermittels der mündlichen Tradition erhielt, warum begnügte er sich nicht damit, die Erzählung zu schließen, nachdem sich der Betrug der falschen Beichte aufgeklärt hat, wie dies in dem Freitische Villons geschieht? Vielleicht wäre folgende Antwort hierauf berechtigt: Ohne Zweifel waren dem Verfasser die Schelmenstreiche des Pfaffen Amis bekannt. Beim Abfassen der dritten Erzählung mag sich also der Verfasser des letzen Abenteuers, das der Stricker berichtet, erinnert haben, worauf er die Anekdote in diesem Sinne verlängerte. Denn die Behandlung, welche sich der arme Fischerknabe nolens volens gefallen lassen muß, zeigt mit der Gewaltkur des geprellten Juwelenhändlers mehrere nicht verkennbare Ähnlich-

keitsmerkmale. So können beide sich nur dadurch den Händen ihrer Peiniger entziehen, daß sie sich für geheilt erklären und auf ihr Geld verzichten.

Eine Erzählung, die der vorigen gleicht, befindet sich in der schon früher erwähnten „Arcadia in Brenta" des Giovanni Sagredo.[1]) Die Zahl der Episoden ist hier noch um eine vermehrt; der vierte der „guidoni" besorgt Öl. Dieser Zusatz ist scheinbar eine freie Erfindung des Verfassers und ist außerdem recht überflüssig, da er im wesentlichen nur den Gaunerkniff der vorhergehenden Episode wiederholt. Desgleichen ist die Anordnung der einzelnen Teile eine andere: der erste „guidone" sorgt für Brot, der zweite für Fleisch (in dem „Spruch v. d. Ges." Fische), der dritte für Wein und der vierte endlich für Öl. Auch in der Ausführung der verschiedenen Streiche sind Abweichungen bemerkbar, nicht zum mindesten in der zweiten Episode, die dem letzten Teil des deutschen Gedichts entspricht.

Der zweite „guidone" geht in einen Metzgerladen und kauft daselbst eine nicht unbeträchtliche Menge Fleisch ein. Das Übrige entwickelt sich wie in dem Streich des dritten Gesellen. Dem „guidone" wird wegen der Bezahlung ein Junge mitgegeben, der gleichfalls beichten soll. Dieser Betrug klärt sich auf, womit die Erzählung ein Ende hat.

An eine direkte Benutzung des Streiches von drei Gesellen durch Sagredo ist kaum zu denken. Dagegen würden die verschiedene Anordnung der Episoden und die mannigfachen Unterschiede in den Darstellungsweisen der einzelnen Schwänke sprechen. So würde z. B. der bolognesische Novellist sicherlich nicht die Teufelsbeschwörung fortgelassen haben, da diese die Komik des Betruges nicht unerheblich erhöht. Da aber die Streiche der drei Gesellen dem Geschmacke des Volkes zusagen mußten, so wäre es sehr gut möglich, daß sie sich auf mündlichem

---

[1]) Edit. cit. Giorn. IV. pag. 154 ff.

Wege fortpflanzten und auch nach Italien gelangten. Hieraus würde sich auch folgern lassen, weshalb eine Teufelauskehrung bei Sagredo fehlt. Diese wurde einfach einmal von irgend jemand weggelassen, weil durch die Beichte das Ziel des Gauners bereits erreicht ist und die Erzählung auch so befriedigend abschloß.

Daß die Motive der Streiche der Gesellen auch wirklich dem italienischen Volke eigen waren, werden folgende Erzählungen aus der Folklore Siziliens beweisen. Eine solche wird zunächst von Giuseppe Plaggia mitgeteilt.[1]) Der Verfasser spricht über die Mundart der Milazzeser und gibt bei dieser Gelegenheit als Proben einige Erzählungen wieder, die er selbst dem Volksmunde abgelauscht hat, indem er den ursprünglichen Dialekt aufzeichnet,[2]) nebenbei aber eine Übersetzung in korrektem Italienisch hinzufügt.

Drei neapolitanische Lazzaroni und ein Sicilianer haben seit 24 Stunden nichts genossen. Daher bereiten sie sich ein Mahl, zu welchem Zweck der erste Brot, der zweite Wein und der dritte Hühner durch Spitzbübereien herbeischafft. Das Motiv der Beichte ist in dem letzten Streich enthalten.

Der dritte Lazzarone wohnte in Milazzo selbst. Daher wußte er, daß jeden Tag die Merioter in die Stadt kamen, um auf dem Markte Geflügel feilzubieten. Deshalb begab er sich dorthin. Nachdem er dort mit einem Hühnerhändler einig geworden war, führte er diesen in eine Kirche, um die Hühner erst seinem Herrn zu zeigen. Den Bauer ließ er vor der Türe warten und ging allein hinein, wo er einen Mönch bei der Beichte fand. Diesem

---

[1]) In „Nuovi studj sulle Memorie della città di Milazzo ecc.“ Palermo 1866. Parte I. Cap. IX. pag. 339 Anm. 1.

[2]) Nach Pitrè „Fiabe, Novelle e Racconti ecc. .“ Vol. III pag. 155 in „una grafia intieramente fonica, e tutt' altro che esatta“.

ezählte er, er bringe ihm einen armen Mann, der, weil er schon seit 10 Jahren nicht mehr gebeichtet habe, keinen Beichtvater finde. Da er aber sich verpflichtet habe, ihm einen zu besorgen, so bitte er ihn, den Merioter anzuhören. Der Mönch gibt diesem also mit der Hand ein Zeichen zu warten, was er auch gerne tut; denn er hofft, wenn die vor dem Beichtstuhl knieende Frau abgefertigt wäre, sein Geld zu erhalten. Während er sich dann mit dem Pater zankt und streitet, befindet sich der Lazzarone schon längst bei seinen Gefährten.[1])

Bedeutsam ist, daß der Betrug nicht an einer Mittelperson, einem Gehülfen des Gläubigers, vollführt wird, sondern wieder an ihm selbst. Dieses auffällige Moment führt zu nachstehender Annahme, die immerhin etwas Möglichkeit in sich birgt. Wie spätere Erörterungen zeigen sollen, haben auch italienische Autoren, wie Sozzini und Morlini die zweite Episode des Fabliaus in der eben wiedergegebenen Form bearbeitet. Veranlaßt wurden sie dazu jedenfalls durch eine Erzählung, die in der auf das Fabliau selbst zurückgehenden mündlichen Tradition sich dergestalt veränderte, daß an die Stelle der Heilung eine Beichte des Gläubigers trat. Dieselbe Fassung könnte sich mit der den vorher besprochenen Versionen eigentümlichen Wiedergabe des zweiten Motivs irgendwie gekreuzt haben und an ihre Stelle gesetzt worden sein.

Sehr ähnlich der sizilianischen Volksvariante ist eine Erzählung des albanischen Volkes, die von Urban Jarnik unter der Überschrift „tre hajna“ veröffentlicht wird.[2])

---

[1]) Nach einer Bemerkung Pitrès „Fiabe e Racconti“. III, pag. 155 ist eine ähnliche Volksanekdote auch mit der Person des sizilianischen Spaßvogels „Firrazzanu“ verknüpft.

[2]) „Príspěvky ku poznání nářečí albánskych“. V. Praze 1883. (in: Abhandlungen der königl. böhmischen Gesellschaft vom Jahr 1883—84. VI. Folge, 12. Band 1885.) Nr. XXXII, pag. 20—21.

Es waren zur Zeit des Faschings drei zuhauf, die hatten kein Geld. Dennoch verstanden sie es, sich einen Schmaus auszurichten, indem der eine Brot, der andere Wein und der dritte Hühner durch List und Betrug beschaffte.

Der Dritte geht auf den Markt und kauft von einer Bäuerin einen Korb Hühner, indem er sich als Diener eines Geistlichen bezeichnet, für den er Einkäufe mache. Er fordert die Frau auf, zu seinem Herrn mitzukommen und bringt sie zu einem Priester. Diesem flüstert er ins Ohr, er bringe eine Bäuerin, die schon seit langer Zeit nicht mehr zur Beichte gegangen wäre, da ihr Sinnen und Trachten nur auf Geld gerichtet wäre. Er möchte ihr doch diesen Geizteufel austreiben, um ihre arme Seele für den Himmel wiederzugewinnen. Auf den Wink des Geistlichen wartet die arglose Landfrau; auch seinem Gebot, niederzuknieen, leistet sie aus Ehrfurcht vor seiner Person Folge. Diese Haltung aber ändert sich sofort, als sie kein Geld erhält. Durch Drohungen sucht sie den Geistlichen, der sie infolgedessen wirklich für besessen hält, zur Zahlung zu zwingen, bis nach einer Weile beide hinter den wahren Sachverhalt gelangen.

Die verschiedenen Anekdoten sind wiederum anders geordnet. Ihre Wiedergabe ist ebenfalls in manchen Punkten verändert, insbesondere bei dem ersten Streich, wo es sich um die Erlangung des Brotes handelt. Die diese Abhandlung berührende Anekdote hat mit der sizilianischen Volkserzählung zahlreiche Übereinstimmungen. In beiden ist das Handelsobjekt Hühner, in beiden geben sich die Spitzbuben als Diener eines geistlichen Herrn aus. Beide Schuldner lügen dem Priester vor, daß ihr Gläubiger, hier zwar eine Bäuerin, dort ein Bauer, seit einer Reihe von Jahren nicht gebeichtet haben. Es steht also fest, daß beide Versionen in einem engen Verwandtschaftsverhältnis stehen

müssen. Merkwürdig bleibt nur, daß in der albanischen noch mit einigen Worten auf eine Heilung von einer Manie hingedeutet wird. Hierfür aber eine Erklärung zu suchen, hätte wenig Aussicht auf Erfolg.

In dem sizilianischen Volke werden noch in einer anderen höchst drolligen und amüsanten Geschichte drei Gaunerstreiche erzählt, die der Kenner der sizilianischen Volksmärchen, Giuseppe Pitrè, unter dem Titel „Cumpari Cricchi e Cumpari Cruoccu" niedergeschrieben hat.[1])

Cumpari Cricchi und Cumpari Cruoccu begeben sich auf den Jahrmarkt, um dort ein Geschäft zu machen. Der eine will einen Sack voll Moor für Seide und der andere einen Sack Kresse für Saffian verkaufen. Als ihnen dies aber mißlingt, kehren sie wieder heim. Jetzt schließen sie ein anderes Geschäft ab. Da Gevatter Cruoccu einen Sohn und Gevatter Cricchi eine Tochter hat, so wollen sie diese beiden verheiraten. Die Ehe wird also geschlossen, es fehlt nur noch ein gutes Hochzeitsmahl. Da macht sich der junge Ehemann, Manicu-di-sascu mit Namen, auf den Weg, um alles Nötige zu beschaffen. Zunächst erschwindelt er durch ein schlaues Manöver Wein, das den entsprechenden Teilerzählungen der früheren Versionen stark ähnelt. Dann besorgt er Brot. Er nimmt ein Saumtier und geht damit zu einer Anzahl Bäcker, von denen allen er sich Brot geben läßt, das er dem Tier aufpackt. Die Bäcker führt er in eine Kirche, läßt sie vor der Türe warten und spricht zu dem dort befindlichen Beichtvater: „Herr, hier ist eine Menge Törichter, die beichten wollen". Während die Bäcker auf das Zeichen des Geistlichen warten, verschwindet Manicu-di-sascu schnell. Als der Priester das Verlangen der Bäcker nicht versteht, läßt er sie ein-

[1]) „Fiabe e leggendi popolari Siciliane". Palermo 1888. pag. 289—292.



fach mit den Worten: „Er sagte, daß Ihr töricht wäret“, stehen und geht davon. — Zuletzt sorgt Manicu-di-sascu auch für Fleisch, indem er wenig bescheiden gleich eine Kuh mit Hilfe seines Vaters stiehlt. Die List, die hierbei angewendet wird, hat mit den konformen Teilen der früheren Erzählungen nicht mehr die geringste Ähnlichkeit.

In dem lustigen Volksgeschichtchen treten zwar noch drei Personen auf, über deren Namen Pitrè[1]) folgende Erklärung gibt: „Sono proverbiali in Sicilia Cricchi, Cruoccu e Manicu-di-sascu, tre nomi che si citano a proposito di persone tristi, legate a filo doppio“. Jedoch führt nur einer in der Hauptsache die drei Streiche aus, und diese selbst zeigen eine mehr oder weniger veränderte Gestalt. Der letzte ist dem Anschein nach sogar durch eine gänzlich neue Erzählung ersetzt worden. Auch die das Motiv der Beichte enthaltende Anekdote ist variiert. Vor allem fällt auf, daß in ihr Manicu-di-sascu das *Brot* besorgt; außerdem, wenn man sich so ausdrücken darf, hat der Schwank eine gewisse Vergrößerung erfahren. Der junge Ehemann führt gleich einen Maulesel mit, um alles Brot fortschaffen zu können, und läßt dementsprechend die gesamte Bäckerinnung nach der Kirche kommen. Wenn auch hierdurch die Geschichte wenig denkbar und wahrscheinlich wird, so erhöht sich dennoch das Groteske an ihr.

e) Andere Versionen mit dem Motiv der Beichte.

a) Varianten, in denen der Gläubiger selbst beichten soll.

1. Der „Nouveau Pathelin“.

Eng verwandt mit dem ersten Teile der „Repue franche“ Villons ist eine nicht unbekannte französ-

---

[1]) „Fiabe e leggende“, pag. 291.

sische Farce des Mittelalters, deren Inhalt schon kurz mitgeteilt ist.[1]) Die Entstehungszeit der Posse[2]), die man zu den besten jener Zeit zählt, da ihre „einzelnen Scenen sich durch liebenswürdige Natürlichkeit, durch Lebhaftigkeit und Humor auszeichnen, und in meisterhaftem Dialog und in vielen kleinen Zügen uns eine schöne Charakteristik der darin auftretenden Personen bieten", steht nicht fest. Im allgemeinen aber wird sie zwischen den Jahren 1480 bis 1500 festgelegt. · Ebenso ist die Person ihres Verfassers in tiefes Dunkel gehüllt, das zu erhellen bis dahin nicht gelungen ist und voraussichtlich auch nicht gelingen wird. In sämtlichen Ausgaben[3]) ist ein solcher nicht genannt, und in dem Stücke selbst ist nichts erwähnt, was zu seiner Entdeckung führen könnte. Gueulette[4]) allerdings möchte Villon selbst für den Autor ansehn. Diese Ansicht verwirft Génin,[5]) indem er Gueulette vorhält, daß er seine Hypothese durch nichts zu stützen versucht habe. Er vergißt aber dabei, daß er kurz vorher denselben Fehler begangen hat, wenn er die

[1]) Vgl. pag. 70 u. 77.

[2]) Edit. Gueulette, 1748 s. l. Exemplar der Königlichen, öffentlichen Bibliothek Dresden. Das 50 Seiten starke Büchlein hat am Anfange ein Titelbild, dessen Einzelheiten auf die 3 Possen anspielen, deren Held Pathelin ist. Am Schluß ist noch die erste Anekdote der „Repue franche" unter dem Titel „De la manière dont lui et ses compagnons eurent du poisson" angefügt. — Zu den folgenden Ausführungen vergl. Muret „Le nouveau Pathelin," in dem „Jahresbericht der ersten städtischen Töchterschule". Berlin 1865. (Schulnachrichten aus der Provinz Brandenburg. Berlin 1865.) — Génin „Maistre Pierre Patelin". Paris 1854, pag. 73 ff. — P. Toldo „Étude sur le théâtre comique français du moyen âge et sur le rôle de la nouvelle dans les farces et dans les comédies," in „Studj di Filologia Romanza." Turin 1903. Vol. IX. pag. 196–199.

[3]) s. Muret, Op. cit. pag. 18—19.

[4]) „Le Nouveau Pathelin", Edit. cit. Vorwort, pag. 10.

[5]) Op. cit. pag. 74. — Zu erwähnen wäre noch, daß sich Génin an einer Stelle der sonderbaren Schreibung „Patelain" bedient.

Farce für das Werk eines „Schülers" Villons hält, ohne daß er für diese Vermutung irgend einen Anhalt gibt. Ich möchte mich zu keiner der beiden Ansichten bekennen. Da sich für keine von ihnen stichhaltige Beweise anführen lassen. Wie das Verhältnis der Farce zu der „Repue" ist, d. h. welche von beiden die Quelle der anderen bildet, ist ebenfalls mit voller Bestimmtheit kaum zu sagen; denn von beiden steht ja eine sichere Entstehungszeit nicht genügend fest. Doch wenn man das Wahrscheinlichere gelten läßt, daß nämlich die „Repue" vor dem „Nouveau Pathelin" entstanden ist, eine Ansicht, die auch Muret[1]) vertritt, so könnte das Gedicht für die direkte Quelle der Farce gelten. Allerdings hat der Verfasser an seiner Vorlage wesentliche Veränderungen vorgenommen, die sich aber zum Teil durch eine gewisse Analogie mit der älteren Posse, dem „Maistre Pierre Pathelin" erklären lassen. Der Betrogene in dem „Nouveau Pathelin" ist ein Pelzhändler, entsprechend dem Tuchhändler des „Maistre Pierre Pathelin". Dieser wird jedoch in eigener Person zu dem Geistlichen gebracht und nicht, wie in der „Manière d'avoir du poisson", ein Gehilfe des Gläubigers, eine Änderung, die vielleicht der Absicht des Autors entsprang, eine Person auf der Bühne zu sparen, die für die Entwicklung des Schwankes keine Bedeutung hatte. Wie im „Maistre Pierre Pathelin" so heuchelt auch in der jüngeren Farce Pathelin, ein Verwandter seines Opfers zu sein und lädt es auf das gute Geschäft hin zu einem Essen ein, „seulement l'oie proverbiale est ici remplacée par une grosse anguille."[2]) Im übrigen gleicht die Farce der „Repue franche", nur werden sämtliche Scenen gründliche rausgesponnen, so daß sie leider, besonders die letzte, in eine gewisse ermüdende Weitschweifigkeit verfallen. Erwähnt sei

[1]) Op. cit. pag. 20—21.
[2]) Génin, Op. cit. pap. 74.

noch, daß auch in dem „Nouveau Pathelin“ das typische Wortspiel mit „dépêcher“ an mehreren Stellen wiederkehrt.

Aus dem „Nouveau Pathelin“ ging vermutlich durch mündliche Nacherzählung ein Geschichtchen hervor, das unter dem Titel „D'un Filoux qui attrapa une pièce de toile“ in einer Schwanksammlung des 17. Jahrhunderts, dem sogenannten „Courrier facétieux“,[1]) enthalten ist und in knapper Kürze erzählt, wie ein Gauner einen Bauer durch unfreiwillige Beichte um ein Stück Tuch betrügt.

2. Die erste Novelle des Sozzini.

Ebenfalls im 15. Jahrhundert kehrt das Motiv der unfreiwilligen Beichte in den bereits genannten Novellen des Girolamo Sozzini wieder.[2]) Es wird in der ersten Novelle wiedergegeben, die folgendermaßen überschrieben ist: Salvadore di Topo Scarpellino, sopranominato Dore, comprò un paio di capponi, e menò il contadino che glieli vendè al Priore di S. Martino.

Ein gewisser Dore will seine kranke Frau durch ein Paar Kapaunen erfreuen. Allein er hat kein Geld. Nichtsdestoweniger geht er auf den Markt, wo er bald einen Bauer findet, der ein fettes Paar zum Kaufe anbietet. Er schließt mit ihm den Handel ab, nimmt die beiden Kapaunen und führt den biederen Landmann in ein Kloster. Dort begibt sich der schlaue Dore zu dem Prior, der zufällig mit der Beichte beschäftigt ist und bittet ihn, jenen Bauer, seinen Gevatter, auch anzuhören; denn schon seit 5 Jahren wäre derselbe nicht mehr zur Beichte gegangen und finde aus diesem Grunde keinen Geistlichen, an den er sich wenden könne. Darauf gibt

[1]) 2 Ausgaben: Lyon 1647 u. 1650; in beiden pag. 355. — Beschreibung des Buches bei Zipperling, Op. cit. pag. 51—52. Anm. 3.

[2]) „Novelle di Autori senesi“. Bd. 2. pag. 265—68.

der Pater dem Bauer einen Wink zu warten, während Dore sich schleunigst durch eine Tür, die zu den Zellen der Mönche führt, entfernt. Was nunmehr folgt, ist leicht zu erraten. Nachdem der arme Bauer die Zelle des Priors genau nach den Kapaunen durchsucht hat, muß er betrogen abziehen.

Auch hier wird die Komik des Mißverständnisses zwischen dem Prior und dem Bauer durch ein originelles Wortspiel mit der Zahl 5 erhöht. Der Bauer denkt an die 5 Lire, die er für seine Kapaunen erhalten sollte, der Mönch aber hat die 5 Jahre im Sinne, in denen jener nicht gebeichtet haben soll. Dementsprechend sind ihre Reden.

Wahrscheinlich wurde diese Fassung von Sozzini der Volkstradition entlehnt, in der das zweite Motiv unseres Fabliaus, nachdem es in Italien seßhaft geworden war, diese Form angenommen hatte. Als Beweis hierfür ließe sich anführen, daß er zunächst beide Motive in gesonderten Novellen[1]) und zwar das erste vor dem zweiten behandelt. Außerdem ist bereits gezeigt worden, daß eine Erzählung von genau derselben Gestalt noch heute in dem sizilianischen Volke fortexistiert.[2])

Die erste Novelle Sozzinis hat mehrere Nachahmer gefunden, besonders unter Landsleuten des Verfassers.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde sie von dem portugiesischen Jesuitenpater Antonio Vieira[3]) in der „Arte de furtar", die zum ersten Male im Jahre 1652 zu Amsterdam herausgegeben wurde, zu einer kleinen Anekdote verarbeitet, die kurz den Inhalt der italienischen Novelle andeutet.

---

[1]) Vgl. pag. 34—36.

[2]) Vgl. pag. 85—86.

[3]) Über Vieira s. E. Carel „Antoine Vieira, sa vie et ses œuvres". Paris s. a. (1879?). Seine Autorschaft an der „Arte de furtar" wird von einigen angezweifelt; vgl. Carel, Op. cit App. pag. 431—432.

Sie wird auch von Braga[1]) unter dem Titel „A venda das gallinhas" mitgeteilt. — Da Vieira eine Zeitlang in Rom Gesandter war, so läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß er, da er sicherlich auch mit der italienischen Literatur enge Fühlung genommen hatte, die Novellen des Sozzini gelesen hat.

Etwas später hat ein italienischer Autor, ebenfalls ein Jesuitenpater, Carlo Casalicchio,[2]) in seinem Sammelwerke „Utile col Dolce"[3]) die Novelle Sozzinis nacherzählt. Die Anekdote „Astutia di un ladro, in vero gratiosa" bildet die siebente „Argutia" in der zweiten „Decade" der ersten „Centuria". Da nach Marchesi Casalicchio kein „simplice compilatore" ist, so ist auch seine Bearbeitung ein wenig frei. So fingiert der Betrüger den „compratore" eines Karmeliterklosters und kauft für eine angebliche Festlichkeit seines Konvents bei einem Hühnerhändler eine nicht geringe Anzahl Hühner ein, da er zu deren Fortschaffung nicht weniger als fünf Packträger benötigt. Im übrigen aber ist eine Abhängigkeit von der ersten Novelle Sozzinis unverkennbar.

Dieselbe Erzählung Casalicchios wiederum hat dann einem anderen italienischen Novellisten des 19. Jahrhunderts, Antonio Cesari,[4]) als Vorlage gedient. Sie steht an fünfter Stelle zum ersten Male in der Ausgabe von 1810 und berichtet von 2 Jünglingen, die als „spenditore" und „cuoccu" eines Klosters von einem Bauer auf dem Markte einige

---

[1]) Theophilo Braga „Contos tradicionaes da povo Portuguez, com un estudo sobre a Novellistica geral e notas comparativas". Porto 1883, Nr. 179, II, pag. 139.

[2]) Über sein Leben und seine Werke s. Marchesi. Op. cit. pag. 144—147.

[3]) Erste Ausgabe Neapel 1671. — In der hier benutzten Ausgabe, Venezia 1773, pag. 35—37.

[4]) „Delle Novelle di Antonio Cesari Veronese. Terza edizione". Verona 1818, pag. 35—41. — Über Leben und Werke des Verfassers s. Attilio Butti „L'opera di Antonio Cesari nella novella", (in „Giornale storico della letteratura italiana", Bd. 42. Turin 1903. pag. 305—349).

Kapaunen erhandeln, die sie, nachdem sie den ahnungslosen Landmann zu einem Pater in ein Kloster zur Beichte geschickt haben, sich in einem Gasthause zubereiten lassen und, da dieselben besonders billig sind, mit großem Behagen verzehren. Wie Butti[1]) durch seine Darlegung zu beweisen sucht, soll Cesari möglicherweise die „Cortegiana" des Pietro Aretino als Quelle für seine fünfte Novelle benutzt haben. Diese Annahme aber wird sich selbst verneinen, wenn man die Erzählung Casalicchios mit der Novelle des veronesischen Novellisten einem Vergleiche unterzieht. Ihre Ähnlichkeit spricht allzu deutlich dafür, daß letztere aus der ersteren hervorgegangen ist, wenn auch in einer etwas veränderten Form.

Eine andere Novelle eines italienischen Autors aus dem 19. Jahrhundert, die vermutlich eine Nachahmung der ersten Novelle des Sozzini ist, habe ich bedauerlicherweise zu einem näheren Vergleiche nicht heranziehen können. Sie ist in den „Lepidezze di spiriti bizarri e curiosi avvenimenti" des Carlo Dati[2]) enthalten, die aus den Manuskripten des Autors von Moreni 1829 zu Florenz in Druck gegeben wurden, und wird daselbst auf pag. 88—90 erzählt. Wegen der großen Seltenheit der Sammlung[3]) ließ es sich weder ermöglichen, das Buch aus einer italienischen Bibliothek zu entleihen noch es antiquarisch zu beziehen. Aus dem wenigen aber, was Marchesi[4]) über die betreffende Anekdote angibt, geht ziemlich deutlich hervor, daß sie mit der ersten Novelle des Sozzini in unmittelbarem Verwandt-

[1]) Op. cit. pag. 335—338.

[2]) Über sein Leben und seine Werke s. Marchesi, Op. cit. pag. 144—147.

[3]) Vgl. J. Chr. Brunet „Manuel du libraire et de l'amateur de livres". 5e éd. 6 Bde. u. 2 Suppl. Bde. Paris 1860—80 Bd. 2. pag. 530, und Bartolomeo Gamba „Delle novelle italiane in prosa bibliografia". 2. Ed. Firenze 1835. pag. 178—179.

[4]) Gamba. Op. cit. pag. 173.

schaftsverhältnis steht. Beweis dafür ist, daß auch in ihr das Wortspiel mit der Zahl 5 nicht fehlt.

3. Die Novellen des Morlini.

Das Motiv der Beichte begegnet ferner in der Novellensammlung des neapolitanischen Schriftstellers Morlini (od. Morlino),[1]) wo es den Inhalt der 13. Novelle „De hispano qui decepit rusticum monachumque Carmelitanum“ ausfüllt.[2])

Ein Spanier kauft auf dem Markte von einem Bauer eine Anzahl Hühner, die er sofort nach seiner Wohnung fortschaffen läßt. Als der Verkäufer nach seinem Geld verlangt, führt er ihn in ein Kloster, wo, wie er sagt, einer seiner Vettern Mönch wäre, der ihn an seiner statt bezahlen würde. Dort geht der Spanier zu einem Mönch, der zufällig im Beichtstuhle sitzt, und lügt, er bringe ihm seinen Gevatter, der im Kopfe nicht ganz gesund sei. Aus diesem Grunde möchte er ihn beichten lassen, da er auch dieser religiösen Verpflichtung schon seit erdenklicher Zeit nicht mehr nachgekommen sei. — Als nach geraumer Weile unser Bauersmann niederknieen soll, beginnt er, da er einen Betrug ahnt, entsetzlich zu schimpfen und zu fluchen. In der guten Absicht, ihm seine bösen Geister zu bannen, öffnet jetzt der Mönch sein Meßbuch, um ihn zu beschwören. Da aber packt der Bauer in seiner Wut und Verzweiflung ihn, hält ihn fest und droht, ihn nicht eher loszulassen, als bis er ihm das Geld gegeben hätte. Vergebens sucht sich der Mönch durch glatte und schmeichlerische Worte zu entschuldigen. Es hilft ihm nichts. Als noch andere Personen hinzutreten und ihn gleichfalls bedrohen,

---

[1]) Erste Ausgabe Neapel 1520, eine weitere Paris 1709. — Hier benutzt ist die dritte Ausgabe: Jannet „Hieronymi Morlini Parthenopei Novelle, Fabulae, Comoedia“. Ed. tert. emendata et aucta, Lutetiae Parisiorum, 1855. Bibl. Elzévir.

[2]) Ed. cit. pag. 29—31.

ist er schließlich gezwungen, das Geld selbst zu zahlen.

Ob auch Morlini auf die Novelle Sozzinis zurückgegriffen hat, ist mehr als zweifelhaft. Zwar gleichen sich beide Erzählungen genau in ihren Anfängen. Die Novelle Morlinis jedoch zeigt in ihrem weiteren Verlauf eine Verbindung von Beichte und Exorzisierung, von welch letzterer bei Sozzini überhaupt nicht die Rede ist. Höchst auffällig endlich ist der Schluß. Nicht der Gläubiger ist hier der Leidtragende, sondern der Geistliche, durch dessen unbewußte Mithilfe die Mystifikation glückt. Daher ist es vielleicht einleuchtender, daß Morlini der italienischen Volkstradition diese Fassung entnahm, die der zweiten Episode des Fabliaus noch bedeutend näher kommt, wenn es auch nicht ganz aus dem Bereiche der Möglichkeit liegt, daß er die Novelle Sozzinis in die beschriebene Form brachte, die seine eigene Erfindung war.

Dieselbe Novelle ist von Straparola[1]) in seine „Piacevoli Notti“[2]) aufgenommen worden, wie dieser überhaupt häufig das Werk Morlinis als Quelle benutzte.[3]) Sie steht hier in der 13. Nacht als 2. Erzählung mit der Überschrift „Diego Spagnuolo comprà gran quantità di galline da uno villano e dovendo far il pagamento aggabba e il villano e un fratre Carmelitano“.[4]) Straparola hat an seiner Vorlage wenig geändert. Von einigen nebensäch-

---

[1]) Über Leben und Werke Straparolas vgl. bes. Giuseppe Rua „Intorno alle Piacevoli Notti dello Straparola“ (in „Giornale storico della letteratura italiana“. Bd. 15 u. 16.); von demselben „Tra antiche fiabe e novelle. I. Le Piacevoli Notti di messer Gian Francesco Straparola“. Ricerche. Roma 1898.

[2]) Erste Ausgabe Teil I, Venedig 1550, Teil II, Venedig 1553; die hier zu Grunde gelegte Ausgabe ist: Rua „Le Piacevoli Notti di M. Giovan Francesco Straparola da Caravaggio“. Bologna Bd. I, 1898, Bd. II. 1908.

[3]) Nachweise bei Dunlop-Liebrecht, Op. cit. pag. 494—498.

[4]) Edit. cit, II. pag. 250 ff.

lichen Abänderungen wäre nur hervorzuheben, daß er das Begebnis in Cordoba lokalisiert und dem betrügerischen Spanier den Namen Diego zulegt. Erst im Laufe der Zeit sind durch die kirchliche Zensur in den späteren Ausgaben der „Piacevoli Notti" an der Erzählung Veränderungen vorgenommen worden, eine Erscheinung, die man auch an verschiedenen anderen Novellen Straparolas beobachten kann.[1]) So ist aus dem Spanier Diego später der Spanier D. geworden, und noch später führt der Betrüger den dem Charakter der Novelle entsprechenden Namen Truffaldino, dessen Nationalität auch verschwiegen wird. In der Ausgabe von 1613 ist weiter die Kirche nicht mehr der Schauplatz der Handlung, wodurch zugleich die Person des Geistlichen in Wegfall kommt. Wie Pitrè[2]) mitteilt, führt Truffaldino den Bauer zu einem gewissen Jemand, „che è dentro un palazzo". Diesen bittet er mit leiser Stimme, seinen Gevatter wieder zur Vernunft zu bringen, denn er sei nicht ganz bei Sinnen und mache daher seiner Frau viel zu schaffen.

4. Die „Facetie di M. Poncino".

Eine Erzählung, die einen ähnlichen Schluß zeigt wie die 13. Novelle Morlinis, findet sich in den „Facetie" des Poncino.[3]) Sie wird daselbst als vierter Streich erzählt.

Poncino della Torre, ein wohlhabender Bürger aus Cremona, „si compiaceva di far delle burle e massimamente à persone semplici overo sue famigliari". Unter anderem kauft er einmal auf

---

[1]) Vgl. hierzu Rua „Intorno . . ." pag. 118—122.

[2]) „Novelle e racconti popolari siciliani". Bd. III, pag. 156.

[3]) „Le Piacevoli e ridicolosi facetie di M. Poncino dalla Torre, Cremonese. Nelle quali si leggono diverse burle da lui astutamente fatte, di non poca dilettatione e trastullo a'lettori." Erste Ausgabe Cremona 1581. In der an diesem Orte benutzten Ausgabe Cremona 1585, fol. 5—7.



dem Fischmarkt von einem Bauer eine Bachforelle, indem er sich als „spenditore“ eines Klosters bezeichnet, und führt jenen zu einem Frater, angeblich dem „Procuratore“, dem er ihn zur Beichte überläßt. Als der Mönch merkt, daß der arme Bauer betrogen ist, erfaßt ihn Mitleid, und er bezahlt ihm seinen Fisch. Poncino jedoch kehrt, nachdem er zu Hause die Forelle zum Frühstück verspeist hat, in die Kirche zurück, klärt dem Frater den Sachverhalt auf und erstattet ihm das Geld.

Der Schwank der unfreiwilligen Beichte hat hier einen versöhnlichen Ausgang, da der Schuldner sich nur einen Scherz leistet, dessen Folgen er am Ende wieder gut macht. Obwohl er in etwas an die Novelle Morlinis anklingt, wird dieselbe wohl kaum die Quelle gewesen sein. Dafür zeugen eine Menge Abweichungen, so besonders, daß einer Heilung des Bauers mit keinem Wort gedacht ist. Wahrscheinlich wird auch dieses im Grunde harmlose Stücklein der mündlichen Überlieferung seine Entstehung zu verdanken haben, wo es jedenfalls schon mit der bekannten Persönlichkeit des Cremoneser Bürgers verknüpft worden war.

Fast wörtlich hat dieselbe Geschichte Ludovico Vedriani[1]) in seine „Avvenimenti ridicolosi“[2]) verpflanzt, wo sie ihren Platz in dem 78. avvenimento gefunden hat.[3]) Der Urheber des Spaßes ist hier nicht Poncino, sondern er wird einfach mit „un huomo, che si dilettava di far varie burle à persone sue famiglari overo semplici“ bezeichnet. Wenn Marchesi[4]) als ihren Ursprung die 2. Novelle der

---

[1]) Vgl. über denselben Marchesi, Op. cit. pag. 161—164.

[2]) „Cento avvenimenti ridicolosi, da quali oltre il faceto, si imparano molte moralità“, herausgegeben unter dem Pseudonym „Dionigi Filadelfo da Modona“; erste Ausgabe Venezia 1603.

[3]) Edit. Modona et Bologna 1675. pag. 224—229.

[4]) Op. cit. pag. 163.

13. Nacht Straparolas angibt, so ist dies ein Irrtum; denn die Erzählungen Vedrianis und Poncinos decken sich in ihrem Inhalt ganz genau.

β) *Varianten, in denen ein Gehülfe des Gläubigers zur Beichte geführt wird.*

Das „Pomerium quadragesimale“.

In einer der ersten Episode der „Repue franche“ sehr ähnlichen Gestalt steht das Motiv der Beichte in einer lateinischen Predigtensammlung zu Anfang des 16. Jahrhunderts, den „Sermones quadragesimales“ des ungarischen Franziskanermönches Pelbartus von Temesvár.[1]) Es wird dort als „exemplum ad excitandum a somno“ im Anschluß an die Mahnung „Nolite confiteri ficte“ der Predigt eingefügt, indem erzählt wird, wie jemand den Knaben eines Fleischers durch falsche Beichte um das Geld für empfangene Fleischwaren betrügt.[2]) Abgesehn von der Verschiedenheit des Kaufobjekts und den sich daraus ergebenden Umänderungen ist die Ähnlichkeit mit dem Streiche des „maistre Villon“ täuschend. Trotzalledem darf man wohl kaum annehmen, daß der ungarische Franziskanermönch die „Repue franche“ unmittelbar gekannt hat, da sie erst 1520 gedruckt erschien.[3]) Vermutlich hat er eine mündliche Erzählung sich zunutze gemacht, die ihrerseits auf die „Manière d'avoir du poisson“ zurückging. Beweis hierfür ist, daß auch in einem französischen Werke, den früher schon eingehend besprochenen

---

[1]) „Sermones quadragesimales Pomery fratris Pelbarti de Temesvar divi ordinis sancti Francisci.“ Mehrere Inkunabeln 1500, 1501, 1502 etc. Hier benutzt Hagenau 1500. — Über den Verfasser selbst vgl. „Nomenclator literarius recentioris theologiae catholicae“. Tom. IV. Oeniponte 1899. pag. 832—833.

[2]) Sermo 38, C.

[3]) Vgl. Longnon, Op. cit. „Notice bibliographique“ pag. C II.

„Contes du sieur d'Ouville“, eine Erzählung in genau derselben Gestalt anzutreffen ist.[1]) Die Anekdote trägt die Überschrift „D'un autre qui attrappa subtilement un Rotisseur“ und berichtet kurz folgendes:

Jemand will seinen Genossen ein fröhliches Mahl bereiten. Daher begibt er sich mit einem Packträger zu einem Fleischwarenhändler und erhandelt von diesem eine Menge Fleisch, das, wie er sagt, er zu seiner Hochzeit brauche, die sein Onkel, ein Geistlicher der Stadt, für ihn ausrichte. Zu diesem, d. h. einem beliebigen Priester, führt er alsdann den mitgeschickten Gehilfen und hintergeht ihn auf die bekannte Art.

Daß zwischen diesem Geschichtchen und der „Manière d'avoir du poisson“ eine nahe Verwandtschaft besteht, geht aus dem Vorhandensein des charakteristischen Wortspiels mit „dépêcher“ hervor.

Mit nur wenig verändertem Wortlaut ist die nämliche Erzählung in eine der Schwankkompilationen übergegangen, die sich im 17. und 18. Jahrhundert bei dem französischen Volke recht großer Beliebtheit erfreuten. Die betreffende Sammlung, deren erste Ausgabe in das Jahr 1663 fällt[2]), trägt den Namen „Nouveaux contes à rire, et aventures de ce temps; ou Récréations françoises“. Die in Betracht kommende Anekdote ist „Le Rotisseur filouté“ betitelt.[3])

---

[1]) In der nicht herangezogenen Ausgabe Paris, 1643/44. tome II. pag. 471. „L'élite des contes du sieur d'Ouville“. La Haye 1703, pag. 441—444.

[2]) Vgl. Brunet „L'élite des contes du sieur d'Ouville“. Avant-propos pag. III.

[3]) Ed. Amsterdam 1699, pag. 253 ff.

IV.

Erzählungen, die fälschlich mit dem zweiten Motiv der „Trois Aveugles de Compiègne“ in Zusammenhang gebracht werden.

Mit dem zweiten Motiv der „Trois Aveugles de Compiègne“ oder Varianten derselben werden einige Erzählungen in Zusammenhang gebracht, ohne daß dazu eine Berechtigung vorhanden wäre.

So hält Braga[1]) für verwandt mit der besprochenen Erzählung des portugiesischen Jesuiten „A venda das gallinhas“ unter anderem eine Anekdote aus den Facetien des Heinrich Bebel „De rustico Held vera historia“[2]), welchen Hinweis Bédier[3]) in gutem Glauben übernommen hat. Die Geschichte hat jedoch wenig mit der zweiten Episode des Fabliaus zu tun; denn es wird darin erzählt, wie zwei fahrende Schüler einem reichen, aber dummen Bauer für schweres Geld „ein Weinfläschchen des heiligen Othomar“ verkaufen, das die gute Eigenschaft besitze, nie leer zu werden, was sie ihm durch eine geschickte Täuschung beweisen. Dieselbe Erzählung ist auch in die französische Übersetzung der Nächte des Straparola übernommen worden, die von Jean Louveau (Teil I, 1560) und Pierre de Larrivey (Teil II, 1573.) bewirkt wurde, wo sie statt der erörterten 2. Novelle der 13. Nacht steht,[4]) wie überhaupt der Über-

---

[1]) Op. cit. II. pag. 235.

[2]) „Facetiarum Henrici Bebelii, poetae a D. Maximiliano laureati libri tres.“ Tübingen 1570. Bd. II, Nr. 126. Bl. 67—68.

[3]) Op. cit. pag 448.

[4]) Neue Ausgabe von Jannet „Les Facétieuses Nuits de Straparole.“ Traduites par Jean Louveau et Pierre de Larrivey. Paris 1857, pag. 346.

setzer des zweiten Teils mehrfach Erzählungen der „Facetiae Bebelianae“ für Fabeln Straparolas einsetzte. Nur die Überschrift lautet ein wenig anders: „Un belistre deçoit un bon homme de village et luy emporte vingt écus au soleil.“

Ein wenig Ähnlichkeit mehr mit dem zweiten Motiv haben zwei Erzählungen, die Letterio di Francia anführt, die 220. Novelle Sacchettis[1]) und eine Anekdote aus dem „Cortegiano“ des Castiglione.[2]) Der Inhalt der ersteren ergibt sich aus ihrer Überschrift: „Gonnella Buffone compra un pago di capponi et andando uno fanciullo con lui per li denari, si contraffae per forma, che'l fanciullo per paura si fugge, e dice che non è desso.“

In der zweiten ersteht ein sizilianischer Student namens Ponzio von einem Bauer ein Paar fette Kapaunen. Um sich der Bezahlung zu entziehen, läßt er den Bauer mit einem Bindfaden die Entfernung um einen Glockenturm ausmessen, da er dieser wegen mit einem Freunde auf 2 Kapaunen gewettet hätte. Der Bauer nimmt also die Schnur in die Hand, Ponzio befestigt das eine Ende mit einem Nagel in der Wand und, während jener seinen Rundgang ausführt, verschwindet der witzige Student in einem Nebengäßchen.

Wenn auch beide Erzählungen in ihren Anfängen verschiedenen Varianten des zweiten Motivs gleichen, so ist dennoch kaum an eine Beziehung auf dieselben zu denken. Denn in beiden fehlt ein wichtiges Moment des Motivs, nämlich, daß der Schuldner den Gläubiger den Händen einer dritten Person überläßt.

---

[1]) Op. cit. Bd. III. pag. 169—170.

[2]) „Il libro del Cortegiano del Conte Baldessar Castiglione restituito finalmente alla sua integrità.“ 2 Bde. Cologna 1771. Bd. I, pag. 230—231; erste Ausgabe Venezia 1528. (Vgl. Gamba, Op. cit. pag. 32.)

Ebensowenig hat eine bolognesische Volkserzählung, die Pitrè[1]) vermerkt, mit dem zweiten Motiv irgendwie Berührung.[2])

V.

Zusammenfassender Rückblick.

Wie das Verhältnis und der Zusammenhang der einzelnen Versionen in den vorangegangenen Darlegungen gedacht ist, möge noch ein Rückblick in übersichtlicher Art zeigen. Dieselbe Absicht wird auch durch den angefügten Stammbaum verfolgt. In diesem bedeuten die dem Titel beigefügten Zahlen die betreffenden Episoden. Desgleichen sind auch noch die Jahreszahlen danebengesetzt. Die Entlehnung von Buch zu Buch und die mündliche Tradition durch verschiedene Arten von Linien zu bezeichnen, schien mir wenig angebracht, da ja bei den meisten Varianten der Ursprung nur mit einem mehr oder weniger großen Grad von Wahrscheinlichkeit sich annähernd feststellen ließ.

Die Quelle des zweiten Motivs bildet vermutlich eine orientalische Erzählung, die nicht bekannt ist, und auf die ihrerseits das 12. Abenteuer des Pfaffen Amis und die Geschichte der 441. Nacht

[1]) „Fiabe et Racconti" Bd. III. pag. 156.

[2]) „La fola di tri quartirù d'quatrein" in „Favole popolari bolognesi". Raccolte e pubblicate da Carolina Coronedi-Berti, Bologna 1883, pag. 159—165. Ein Exemplar des Werkes, das sich im Buchhandel nur selten findet, besitzt die Bibliothek der Kgl. Akademie zu Braunsberg. — In einer früheren Ausgabe Bologna 1874 (auch im „Propugnatore" Bd. 7—9. Bologna 1874—1876) ist die betreffende Erzählung noch nicht verzeichnet.



aus den Märchen von „Tausend und eine Nacht“ zurückging. Ob man hierdurch auch auf einen morgenländischen Ursprung des ersten Motivs zu schließen berechtigt ist, bleibt lediglich eine Vermutung, die mehr als fragwürdig ist. Gemeinsam sind beide Motive durch eine mündliche Ueberlieferung in die Schwänke des Eulenspiegel übergegangen, von wo aus sie auf direktem Wege in die anderen deutschen Literaturprodukte übernommen wurden. Ein zweiter Ausläufer führt nach einer langen mündlichen Tradition zu der Fassung, die noch heute in den Kreisen des sizilianischen Volkes weiterlebt.

In Italien fand auch das erste Motiv gesondert von dem zweiten Verbreitung, wo es in verschiedenen von einander in einzelnen Zügen abweichenden Gestalten der mündlichen Tradition, die von dem Fabliau ausgegangen war, entnommen bei Sacchetti, Sozzini, bei Gonnella und Sagredo, auftaucht. Die von Sacchetti benutzte Fassung, die nach Pitrè noch in neuester Zeit auf der Insel Sizilien zu finden ist, wurde gleichzeitig auch Bouchet möglicherweise durch eine Mittelversion zugänglich. Andererseits streute sich das Motiv der betrogenen Blinden in Frankreich aus, wo es von D'Ouville fixiert wurde, und ebenfalls in einem nicht bekannten Werk, von wo aus es über eine ebensowenig bekannte lateinische Übersetzung in den Reisespiegel überging. Unmittelbar aus dem Fabliau, verbunden mit der dritten Novelle Sozzinis, entstammte die Bearbeitung Imberts.

Desgleichen pflanzte sich das zweite Motiv getrennt von dem ersten in mehreren Ausläufern nach den einzelnen Ländern durch mündliche Weitererzählung fort. In der ursprünglichen Gestalt, der Heilung des Gläubigers durch einen Geistlichen, führte einer von ihnen zu Sacchetti und Aretino, ein anderer, der bedeutend mehr variiert war, zu den englischen Schwanksammlungen und ein dritter

zu den „Facétieuses Journées“ (Hist. des larr. u. Bibl. de cour.). In der letztgenannten Form wird ein Stellvertreter des Gläubigers betrogen. Aus ihr entwickelte sich die Umwandlung des Motivs der Heilung zu dem Motiv der Beichte, die in den französischen Versionen gleichfalls einem Gehülfen des Gläubigers abverlangt wird, in den italienischen dagegen dem Gläubiger selbst. Auf eine Heilung jedoch wurde noch hingedeutet. Eine derartige mündliche Tradition führte zu der „Repue franche“, von der aus sie teils wieder durch mündliche Übertragung (Pom. quadrages., Erzähl. der drei Ges. [Sagredo, sic. u. alb. Volksversion] D'Ouville [Contes à rire]), teils durch direkte Benutzung (Le Nouveau Pathelin [Courrier facét.]) weiter verbreitet wurde. Eine ähnliche Fassung mit der erwähnten Abänderung siedelte nach Italien über, wo sie von Morlini (Straparola) festgelegt wurde. Allmählich verlor sich in ihr die Anspielung auf eine Heilung, und es blieb die Beichte allein übrig. Aus einer derartigen Volkstradition wiederum ging die erste Novelle des Sozzini (Vieira, Casalicchio [Cesari] Dati) und die Erzählung aus den Facetien des Poncino (Vedriani) hervor. Die nämliche Tradition lieferte auch Sabadino degli Arienti den Stoff zu dem ersten Teile der 19. Novelle der Porrettane. Der zweite Teil hingegen ging auf eine mündliche Überlieferung der 441. Nacht der „Märchen von Tausend und eine Nacht“ zurück, auf welche auch jedenfalls über eine gemeinschaftliche Zwischenversion die Anekdote des ersten Bandes der Histoire des larrons (Chevalier u. Molière) und die sizilianische Volkserzählung „Lu Pitralisi“ zurückzuführen sind.



12

Sozzini Nov. III.
1. ca. 1450.

Lebenslauf.

Ich, Hans Rhaue, Sohn des Königl. Revierförsters Otto Rhaue (†) und seiner Ehefrau Marie, geb. Henkel, wurde am 15. Mai 1889 in Mainaberg, Kreis Neidenburg geboren und bin evangelischer Religion. Nach privater Vorbereitung durch eine Erzieherin besuchte ich das Kgl. Gymnasium zu Braunsberg, Ostpr., das ich Ostern 1909 mit dem Zeugnis der Reife verließ, um mich an der Kgl. Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. dem Studium der Neueren Sprachen zu widmen. Daselbst hörte ich Vorlesungen bei den folgenden Herren Professoren und Dozenten:

DDr. *Ach, Dorner, Dunstan, Flamand, Goedeckemeyer, Haendcke, Hahn, Kaluza, Kowalewski, Pillet, Rossbach, Schultz-Gora, Tolkiehn.*

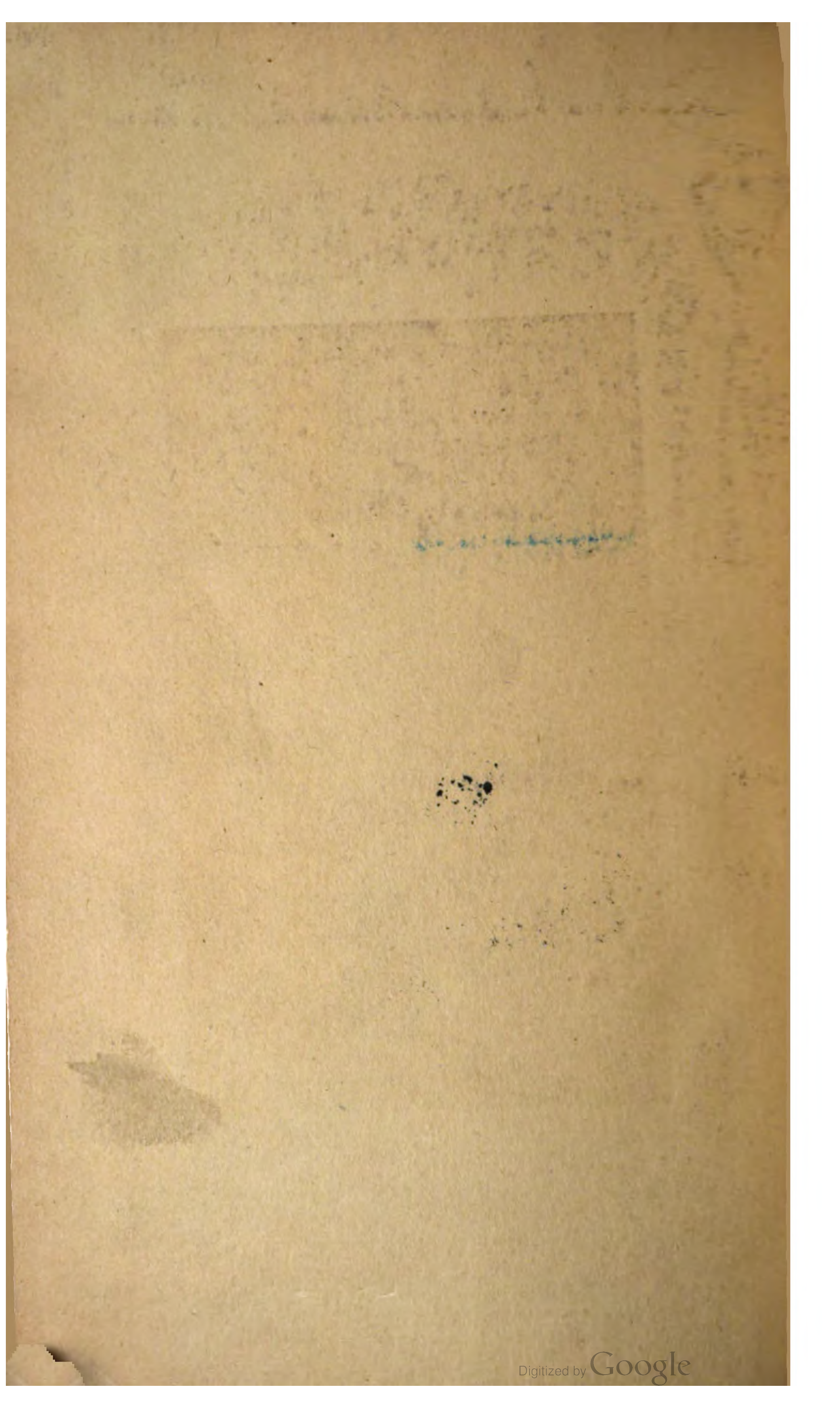
Als ordentliches Mitglied nahm ich teil an den Seminarübungen der Herren Professoren:

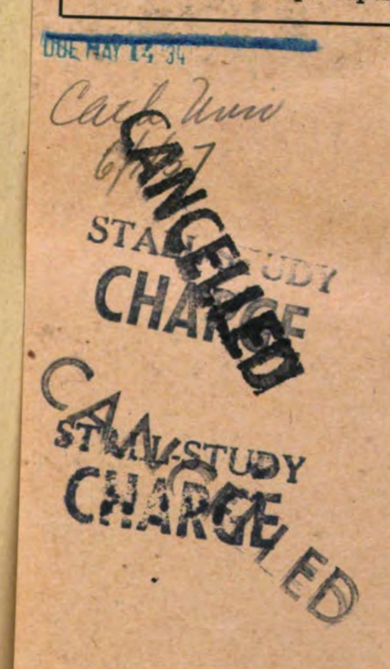
DDr. *Kaluza* und *Pillet.*

Allen meinen Lehrern möchte ich auch an dieser Stelle meinen aufrichtigen Dank aussprechen, besonders aber Herrn Professor Dr. *Alfred Pillet,* der mir die Anregung zu vorliegender Arbeit gegeben hat und mich jederzeit mit seinem wertvollen Rat aufs liebenswürdigste unterstützte.

Auch meinem Freunde Dr. *E. Niestroy* fühle ich mich zu Dank verpflichtet, der die Freundlichkeit besessen hat, mit mir die Korrekturbogen zu lesen.

Das Rigorosum bestand ich am 4. März 1914.




CANCELLED
STALL-STUDY
CHARGE
CANCELLED

